

GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen

2/2026

100 Sankt
Jahre Georgen
heute · weiter · denken



An der Seite der Menschen. Aus Glauben. Für Gerechtigkeit.

Unterstützen Sie mit uns
Jesuiten weltweit im Einsatz
für Entwicklung und Bildung,
Glaube und Gerechtigkeit,
Dialog und Frieden.



jesuitenweltweit.de

jesuiten*weltweit*
weltweit mit den Armen



Liebe Leserinnen und Leser,

als gewählter neuer Rektor von Sankt Georgen ist es mir eine Freude, dieses Editorial zu schreiben und Sie auf diesem Weg herzlich zu grüßen. Meinen Gruß verbinde ich mit einem Dank an meinen Vorgänger im Amt, Prof. Wolfgang Beck, der mit großem Engagement die Hochschule in den vergangenen zwei Jahren geleitet hat.

„Aber jeder soll darauf achten, wie er weiterbaut“ (1 Kor 3,10). In seiner ersten Enzyklika „Magnifica humanitas – Über die Bewahrung des Menschen im Zeitalter der Künstlichen Intelligenz“ sieht Papst Leo XIV. die Menschheit vor eine grundsätzliche Wahl gestellt: Errichten wir einen neuen Turm zu Babel oder beteiligen wir uns, jeder in seinem Bereich, am Wiederaufbau der Mauern Jerusalems? Hinter beiden biblischen Bildern (Gen 11,1-9; Neh 2-6) stehen, dem Heiligen Augustinus folgend, zwei Arten von Liebe: Geht es uns letztlich nur um uns selbst, um unsere eigenen Interessen und unser privates Glück, um dessentwillen wir andere für uns einspannen? Oder stellen wir Gott in den Mittelpunkt, das wahre gemeinsame Gut, das sich schenkt, ohne dabei weniger zu werden, und auf das hin die Beziehungen zu unserem Nächsten und zu uns selbst wieder in die richtige Ordnung kommen?

Die Frage, die unser Papst im Hinblick auf den Umgang mit Künstlicher Intelligenz aufwirft, können wir uns auch als Hochschulgemeinschaft stellen: Wie wollen wir weiterbauen? Geht es letztlich nur um bestimmte Partikularinteressen oder richten wir uns gemeinsam auf Gott aus und suchen auf Ihn hin das gemeinsame Gute?

Ich lade Sie ein, das kommende Studienjahr auch dazu zu nutzen, den intellektuellen Austausch und das geistliche Leben unserer Hochschule als ein gemeinsames Gut zu entdecken. Die Hochschule steht nicht für sich, sondern dient der Frömmigkeit und der Wissenschaft (pietati et scientiae). Dazu bietet das Jubiläumsjahr viele Gelegenheiten: die große Jubiläumstagung vom 15. bis 17.10. mit dem Festgottesdienst im Frankfurter Dom, die Ringvorlesung und die Thomas-Akademie, nicht zuletzt das vielfältige Angebot an Lehrveranstaltungen und Gottesdiensten. Gemeinsam mit unserer neuen Prorektorin, Professorin Melanie Peetz, freue ich mich auf viele Begegnungen.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre!

Prof. Dr. Stephan Herzberg Rektor der Hochschule



40

Kunstwerk an der Mauer



Auf der Suche

42

Digitale Geschichtswissenschaft

14



Wo Theologie entsteht

22



Digitale Geschlechterordnungen

6



Inhalt

TITELSTORY

Simon Reiners

#Tradwife und #Manosphere

6

STIMMEN AUS SANKT GEORGEN

Andreas Bieringer

Mit Jesuiten arbeiten

11

SCIENTIA – PHILOSOPHIE

Polina Solonets / Christiane Birr

Digital Humanities

14

WORTE ZUR ZEIT

Hans Langendörfer SJ

Wird die Zukunft besser sein?

18

VORGESTELLT

Ralf Stammberger

Mehr Theologie wagen:

Sankt Georgen weiter denken

20

SCIENTIA – THEOLOGIE

Dag Heinrichowski SJ / Tobias Specker SJ /

Klaus Vechtel SJ

Wo entsteht Theologie?

22

CENTERFOLD

Sankt Georgener Gebet

26

AUS DEM BISTUM LIMBURG

Peter Schwaderlapp

Flughafenseelsorge:

Kirche an einem säkularen Ort

28

ALUMNI BERICHTEN

Bernhard Emunds

Was Absolvent:innen der Hochschule

ins Stammbuch schreiben

34

AUS DER HOCHSCHULE

Franz-Jakob Quirin

Veranstaltungen, Tagungen

und besondere Ereignisse

38

PIETAS

Rebecca Hafner

Suchend vor Gott

42

Ricarda Sophie Heymann

Wege aus der Klausur

43

WELTKIRCHE

Sofiya Siomukha / Johanna Palmer

Ortswechsel: konfrontativ und inspirierend

44

DAS BESONDERE BUCH

Stephan Ernst

Ein Schulbuch der Theologie

für viele Jahrhunderte

48

#Tradwife und #Manosphere

Digitale Geschlechterordnungen philosophisch und sozialetisch reflektiert

von Simon Reiners

Eine junge, blonde Frau mit langem Blumenkleid und Schürze steht perfekt geschminkt, umgeben von ihren Kindern in der Küche und kocht. Was aussieht wie ein Werbespot aus den 1950er-Jahren, ist ein TikTok-Video mit dem Hashtag #Tradwife. Hinter dem Phänomen der Tradwives stehen Frauen, die sich zum Modell der traditionellen Hausfrau der 1950er bekennen. Auf TikTok, Instagram oder Pinterest inszenieren sie sich beim Backen, Kochen, Sticken, bei der Gartenarbeit, gerne mit ihren Kindern oder Tieren. Die weiblich gelesenen Influencerinnen werben für ein traditionelles Familienleben und für konservative Geschlechterrollen: Die Frau ist verantwortlich für die häusliche Fürsorge und die Bedarfe der Familie. Der Mann ist der Versorger und Beschützer. Gepaart wird dieses Rollenbild mit ländlicher Idylle und einem „Zurück-zur-Natur“-Ideal. Neben dieser Ästhetik, die Liebe, Sicherheit, Schönheit und Glück als wünschenswert und erreichbar inszeniert, wird auch dafür geworben, sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen, den Job zu kündigen und sich allein auf die Bedürfnisse des Ehemannes, der Kinder und anderer zu konzentrieren. Selbstlosigkeit ist das Ideal. Das Lebensmodell wird als bewusste, emanzipierte Entscheidung präsentiert, die einen Gegenentwurf zum neoliberalen Arbeitsmarkt und zur schnelllebigen, krisenhaften modernen Gesellschaft darstellt: als Frau zeitgleich so zu arbeiten, als wäre man keine Mutter – und Mutter zu sein, als würde man nicht arbeiten. Untermalt wird die Lebensweise als Tradwife häufig mit Verweisen auf die Bibel, insbesondere Sprüche 31,10-31, das „Loblied auf die tatkräftige Frau“.

Ein vergleichbares aktuelles Phänomen der modernen Selbstfindung mit dem Fokus auf klare Geschlechterrollen gibt es auch mit Fokus auf Männlichkeit. Unter dem Hashtag #Manosphere („Männersphäre“), wird in Online-Communities männliche Stärke als naturhaftes Recht der Kontrolle über die Frau, insbesondere der weiblichen Sexualität propagiert. Eine Community sticht dabei besonders heraus: die „Incels“. Darunter versammeln sich Männer, die der Ansicht sind, unfreiwillig sexuell enthalt-sam leben zu müssen (involuntary celibate/unfreiwillig zölibatär). Verantwortlich sei dafür das Ideal des Feminismus, der den Männern ihr Recht auf (sexuelle) Dominanz

über die Frau abspricht und Frauen Selbstbestimmung über ihr sexuelles Begehren zuspricht. Auf ähnliche Weise wie bei den Tradwives findet sich also auch in männlichen Gemeinschaften wie den Incels die Reinszenierung fester, quasi-natürlicher Geschlechterbilder.

Sozialetische Einordnungen

Bevor ich die philosophisch-anthropologischen Prämissen der Annahme einer naturhaften Geschlechterdualität betrachte, will ich vier sozialetische Einordnungen vornehmen.

1. Historisch betrachtet findet ein Erstarken gesellschaftlicher Geschlechternormen immer dann statt, wenn die gegebene gesellschaftliche Ordnung infrage steht. Beispielsweise verstärkte sich in den 1950er-Jahren die Trennung zwischen dem männlichen Versorger und der weiblichen Fürsorge im Anschluss an den deutschen Zivilisationsbruch des Zweiten Weltkriegs. Das Ideal der bürgerlichen Familie stammt wiederum aus der Epoche der Romantik als Reaktion auf die Wirren der französischen und europäischen Revolutionen. Demnach ist es wenig überraschend, dass in der gegenwärtig von Krisen und sozialem Wandel geprägten Zeit erneut nach fester Bestimmung gesucht wird. Das Medium dazu war in der Romantik der bürgerliche Roman, in den 50er-Jahren der Film und die Werbung; heute sind es die sozialen Medien.
2. Die Idealisierung eines naturhaften Geschlechterunterschiedes mit klaren Bedürfnissen und Eigenschaften ist zudem eine Reaktion auf aktuelle Krisen eines Freiheits- und Gleichheitsversprechens: Das Versprechen auf gleiche Karrieremöglichkeiten durch gleiche Ausbildungschancen und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie verwirklichen sich für viele Frauen nicht. Stattdessen hat die moderne Arbeitswelt zu einer doppelten Belastung der Frau geführt. Neben der Erwerbstätigkeit leisten Frauen in Deutschland bis zu 50% mehr Care-Arbeit als Männer. Aus diesem Grund ist es wenig überraschend, dass das Ideal der Tradwives unter jungen Akademikerinnen besonders verbreitet ist. Gerade sie erfahren, dass ein hoher Bildungsabschluss nicht zwingend gleiche Verwirklichungschancen bietet und

Erwerbsarbeit mit einem aktiven Familienleben nur schwer vereinbar ist.

3. Das in vielen Aspekten berechnete Unbehagen wird von Tradwives jedoch durch ein trügerisches Ideal beantwortet, das in mehrfacher Hinsicht nicht beziehungsweise nur begrenzt erreicht werden kann: Zunächst ist die mediale Darstellung der Tradwives ein Zerrbild der tatsächlichen harten Care-Arbeit. Sie ist wie Erwerbsarbeit physisch und psychisch belastend. Hinzu kommt die Verklärung des damaligen Verhältnisses zwischen Alleinverdiener und Hausfrau. Finanziell wie körperlich war die Frau in den 1950er-Jahren von ihrem Mann abhängig, da sie ohne dessen Zustimmung weder ein eigenes Konto eröffnen noch eine Berufstätigkeit aufnehmen durfte. Und schließlich verspricht das Phänomen der Tradwives, dass ein solches Familienleben allen gleichermaßen zugänglich sei. Mit nur einem Haushaltseinkommen eine Familie zu versorgen ist jedoch ökonomisch nur einer kleinen privilegierten Gruppe möglich. Die Frauen, die als Influencerinnen ihr Ideal vorleben, sind hingegen finanziell abgesichert: Durch ihre Follower:innen und Werbeverträge verdienen sie oft sogar mehr als ihre Männer. Es wird somit kein traditionelles, sondern in erster Linie ein privilegiertes Leben inszeniert.
4. Das Ideal der Tradwives ist gepaart mit einem Verlangen nach mehr Sicherheit anstelle von Freiheit. Der Fokus aufs Private geht häufig mit einem schwindenden Vertrauen in demokratische Institutionen einher. Teils bewusst, teils unbewusst hat die Szene damit eine Nähe zu ausdrücklich rechten Bewegungen. Tradwives verfolgen nicht zwingend eine ausdrücklich politische Agenda des Kulturkampfs. Die oft anti-modernistischen, anti-globalistischen und anti-feministischen Beiträge in sozialen Medien machen jedoch deutlich, wie Konservatismus mit radikal rechten Ideologien verschwimmt. Dem liegt die Überzeugung zugrunde, dass die traditionelle, häufig weiße Familie nur in einer homogenen Gesellschaft „gedeihen“ kann. Die Rückgewinnung einer natürlichen, harmonischen Gemeinschaft würde demnach durch kulturelle und religiöse Vielfalt verhindert.

Im Anschluss an diese sozialetischen Überlegungen werde ich die philosophisch-anthropologischen Prämissen darstellen, die diesem Weltbild eines naturgegebenen Geschlechterdualismus zugrunde liegen. Drei Aspekte werden dabei deutlich: Naturalismus statt Sozialität, Dualismen als Hierarchisierung und Normalisierung durch Ausschlüsse.

”

Die mediale Darstellung der Tradwives ist ein Zerrbild der tatsächlichen harten Care-Arbeit.

Naturalismus statt Sozialität

Tradwives und die Manosphere ziehen das natürliche Geschlecht als zentrales Kriterium heran, um auf spezifische Fähigkeiten, Verhaltensweisen oder Bedürfnisse zu schließen. Von dort verweisen sie auf die jeweiligen Pflichten der Geschlechter. Zunächst liegt dem ein Kategorienfehler zugrunde, wenn von körperlichen Merkmalen auf soziale Eigenschaften geschlossen wird: Aus der bloßen Tatsache, dass manche Körper gebärfähig sind, folgt weder, dass diese Körper gebären müssen, noch, dass dadurch Eigenschaften der Fürsorge und Liebe stärker ausgeprägt sind als bei Menschen, die zum Gebären nicht fähig sind. Hierzu bräuchte es einen weiteren Argumentationsschritt, wonach die Natur dem Sozialen vorausgeht, was selbst jedoch nicht aus der Natur hergeleitet werden kann. Des Weiteren betreiben Tradwives und Incels die Naturalisierung historischer Prozesse. Die angenommene, naturhafte Bestimmung von Weiblichkeit und Männlichkeit wird als überzeitlich dargestellt. In der heute im Westen propagierten Form ist sie aber kaum einhundert Jahre alt. Die



vermeintlich eindeutige, vorherbestimmte, a-historische Natur und lokale Traditionen werden damit verbunden zu einem quasi-transzendentalen und normativen Ordnungsprinzip.

Dualismen als Hierarchisierung

Dem Essentialismus der Dichotomie von Naturhaftigkeit und sozialer Prägung liegt eine weitere metaphysische Prämisse zugrunde, und zwar diejenige der Dualität der Welt als solcher: etwa von Natur/Kultur, Frau/Mann, passiv/aktiv. Diese vermeintlich neutrale Aufteilung der Wirklichkeit ist nicht nur historisch entstanden, sondern immer auch hierarchisch geordnet. Philosophiegeschichtlich findet sich die Verbindung von Dualismus und Dominanz bereits bei Aristoteles. Er spricht vom Mann als dem aktiven Beweger beim Zeugungsakt und der Frau als der passiven Empfängerin. Sie sei insofern ein „unvollständiger“ Mensch. Diese Sichtweise schreibt sich in der christlich-aristotelischen Tradition fort. Thomas von Aquin bezeichnet die Frau als „missglückten Mann“ („Femina est mas occasionatus“). Demnach gelinge nur im Männlichen die volle Entfaltung menschlicher Potenziale.

Diese eindeutig frauenfeindliche Geschlechterordnung wird mit dem aufkommenden Humanismus und der Aufklärung zu einer egalitären Unterscheidung. Die Eigenwertigkeit der Frau wird hervorgehoben. Jedoch beinhaltet

auch diese qualitative Trennung ein Beherrschungsprinzip: Mit der Aufklärung werden die Dualismen von Natur/Vernunft beziehungsweise Körper/Geist stark gemacht. Durch den Verweis auf die vermeintlich körperlose Vernunft sollen moralische und politische Prinzipien sowie überzeitliche Wahrheiten hergeleitet werden. Die passive, unreine Natur wird dazu der notwendigen Beherrschung durch den reinen Verstand unterstellt. Diese Ordnung einer Beherrschungsbedürftigkeit wird im Verhältnis von Mann und Frau fortgeschrieben. Weiblichkeit wird assoziiert mit Fürsorglichkeit, Affektivität, Liebe, Selbstlosigkeit und Reproduktion. Das Männlichkeitsbild beinhaltet hingegen das abstrakt Allgemeine, produktiv Tätige und die Versorgung. Damit steht die Frau auf der Seite der passiven Natur und der Mann auf der Seite des aktiven Geistes. Hierin gründet das Patriarchat.

Historisch lässt sich diese erneut frauenfeindliche Ordnung an zwei Aspekten deutlich machen. Zum einen findet sich diese männliche Dominanz in der Wissenschaft. Die Ratio solle die Emotio kontrollieren, um Wahrheiten von Bedürfnissen gereinigt aufzudecken. Aus diesem Grund waren Frauen aus der Sphäre der Wissenschaft ausgeschlossen und hatten lediglich eingeschränkten Zugang zu Bildung. Zum anderen findet sich die vermeintliche Notwendigkeit zur Dominanz über die Frau durch den Mann im Dualismus von privat und öffentlich. Die Sphäre

des Öffentlichen, in der der Mann sich durch Arbeit und Austausch bewegt, setzt dabei die Regeln für den Raum des Privaten, in dem sich das Familienleben abspielt. Aus diesem Grund waren Frauen von der öffentlichen Sphäre ausgeschlossen, beispielsweise durch fehlendes Wahlrecht oder das faktische Berufsverbot.

Normalisierung durch Ausschlüsse

Neben der quasi-transzendentalen Naturalisierung von Geschlechteridealen und deren Hierarchisierung basiert das Phänomen der Tradwives und der Manosphere auf einer entscheidenden dritten, philosophischen Problematik: Sie steckt in der Hervorbringung und Legitimation der Geschlechterideale durch Dichotomien selbst. Dualismen beruhen nicht nur auf interner Abgrenzung voneinander, sondern bestimmen sich durch den Ausschluss eines Dritten, als einem Außen. Dieses gilt als das Unnormale oder Unnatürliche. Eine kritische Auseinandersetzung mit Geschlechterdualismen legt den Fokus demnach nicht zunächst auf die Abwertung von Weiblichkeit im Verhältnis zu Männlichkeit. Es geht stattdessen um die Konstruktion von Dualität als solcher, die ein abnormales Fremdes bestimmt. So gelten für Tradwives und die Manosphere andere Lebensweisen wie LGBTQIA+ als Abweichung und „Krankheit“, um die Identitätszuschreibung von männlich und weiblich zu festigen.



Dualismen beruhen nicht nur auf interner Abgrenzung voneinander, sondern bestimmen sich durch den Ausschluss eines Dritten.

Eine paradoxe Anerkennung des modernen Freiheitsideals

Social-Media-Gemeinschaften der Tradwives und der Manosphere können abschließend als Reaktionen auf die Komplexität moderner Gesellschaften und die damit verbundene Unsicherheit und die Ausbeutung in der neoliberalen Arbeitswelt verstanden werden. Mit Blick auf die Tradwives folgen sie dabei selbst liberalen Argumentationen: Das Festhalten an Naturalismus, Hierarchien und



einem Geschlechterdualismus zur Identitätsstiftung wird als freiwillige Entscheidung dargestellt. Hierin äußert sich die Anerkennung des modernen Freiheitsideals, das jedoch so angewendet wird, dass aus Perspektive der Frauen darin die eigene Unterordnung und Fremdbestimmung gewählt wird. Letztlich stellt dies nicht die Realisierung der Freiheitsideale der Moderne dar, sondern ist die Fortschreibung der Freiheitsillusion des Neoliberalismus: Die neoliberale Logik verspricht die freie Wahl und ist doch die Unterwerfung unter die Unfreiheit des Marktes. Die Hinwendung zu einer quasi-transzendenten, natürlichen Ordnung verschleiert somit die eigentlichen Probleme.

Tatsächlich freie Wahl bestünde hingegen in der reflektierten Selbstbestimmung über die soziale Identität und über den eigenen Körper im Kontext der Vielfalt möglicher Lebensentwürfe. Das setzt die Toleranz von Verschiedenheit voraus – auch solcher, die in Konflikt zueinander steht. In voller Entfaltung bedeutet Freiheit, dass die Welt wandelbar ist: dass das, was ist, nicht alles ist und sich ändern lässt. Mit Blick auf das Verlangen nach neuer Männlichkeit müsste die Diskussion um die Incels eigens geführt werden. Die Möglichkeit der freien Entscheidungen bezüglich Familienkonzepten und Lebensentwürfen bedarf hingegen der Förderung von Gleichstellungspolitik, der Aufwertung von Care-Arbeit, der fortschreitenden Institutionalisierung von Rechten queerer Menschen, der Abschaffung des Paragraphen 218 StGB genauso wie der Ermöglichung reflektierter traditioneller Familienentwürfe, in denen die Frau* die Rolle als Mutter so ausfüllen kann, wie sie das will – wenn sie das will.

Zur Person

Simon Reiners ist Doktorand am Institut für Philosophie der Goethe-Universität und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Oswald von Nell-Breuning-Institut für Wirtschafts- und Gesellschaftsethik an der Hochschule Sankt Georgen.

Mit Jesuiten arbeiten

Von Freiheit, Verbindlichkeit und gemeinsamer Verantwortung in Sankt Georgen

von Andreas Bieringer

Wer mit Jesuiten in Kontakt tritt, bringt nicht selten vorgefertigte Bilder und Erwartungen mit. Jesuiten gelten als gebildet, weltläufig und spirituell. Auch bei den in Sankt Georgen lebenden Jesuiten lässt sich diese Prägung erkennen. Und dennoch zeichnen sie sich durch ganz unterschiedliche Charaktere und Arbeitsweisen aus. Der eine ist am Campus äußerst präsent, sucht das Gespräch; ein anderer wirkt stärker aus der Stille heraus und lebt ganz von seinen Büchern und den wissenschaftlichen Quellen. Wieder andere stehen für geistliche Begleitung, Meditation oder interreligiösen Dialog. Und manchmal gehört zu dieser ignatianischen Weltläufigkeit eben auch die praktische Arbeit im Haus und im Park.

Freiheit braucht Verbindlichkeit

Gerade an dieser Spannweite zeigt sich, was viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Sankt Georgen besonders schätzen. Die jesuitische Prägung begegnet einem nicht als ein fertiges Muster, dem man sich anzupassen hätte. Sie zeigt sich vielmehr in einer Arbeitskultur, die nicht auf vorschnelle Antworten drängt, Entscheidungen nicht überhastet trifft und Bildung nicht einfach auf Ausbildung verkürzt. In einer überschaubaren Hochschule wie Sankt Georgen kann daraus eine große Freiheit entstehen. Manches lässt sich auf kurzem Weg klären, vieles lebt von Vertrauen, Initiativen müssen nicht immer erst durch lange Entscheidungsinstanzen. Viele arbeiten wohl gerade deshalb gerne in Sankt Georgen. Aber Freiheit ist kein Ersatz für Verbindlichkeit. Wo Zuständigkeiten unklar bleiben, Absprachen versanden oder Entscheidungen zu lange offenbleiben, wird aus einem großzügigen Arbeitsklima leicht eine Last für diejenigen, die zuverlässig bleiben. Gerade deshalb gehört Verbindlichkeit zu den Aufgaben, an denen auch eine jesuitische Einrichtung immer neu arbeiten muss.

Zusammenarbeit ist mehr als Zuarbeit

Im Jahr des hundertjährigen Bestehens von Sankt Georgen richtet sich der Blick nicht nur zurück auf die Vergangenheit. Das Jubiläum will die Frage schärfen, was diese Hochschule heute trägt und wie ihre Zukunft aussehen soll. Gerade hier zeigt sich ein tiefgreifender Wandel. Was

früher in hohem Maß von Jesuiten getragen wurde, liegt heute bei Jesuiten und Nichtjesuiten. Ohne diese Zusammenarbeit wäre Sankt Georgen als Hochschule nicht mehr denkbar.

Schon die 35. Generalkongregation der Gesellschaft Jesu hat 2008 darum gerungen, wie dieses Miteinander angemessen zu beschreiben ist. Das sechste Dekret „Zusammenarbeit im Herzen der Sendung“ nennt unterschiedliche Bezeichnungen dafür: „Ignatianische apostolische Partner“, „Partnerschaft in der Sendung“, „Gefährten“, „Mitarbeiter“, „Kollegen“. Keine dieser Formeln scheint die Sache aber wirklich gut zu treffen. Deshalb bleibt es in der deutschen Übersetzung schlicht bei „Zusammenarbeit“. Gerade dieses Ringen um den passenden Begriff ist auch auf der inhaltlichen Ebene aufschlussreich. Es geht nicht nur um personelle Fragen, Aufgabenverteilung oder Kooperation, sondern um gemeinsame Verantwortung für ein Werk, das aus einer geistlichen Tradition lebt und sich im Alltag einer Hochschule auch tatsächlich bewähren muss.

”

Nichtjesuiten fügen der Hochschule nicht einfach etwas Zusätzliches hinzu. Vielmehr prüfen sie, ob die Selbstbeschreibung der Einrichtung auch tatsächlich stimmt.

„In vielen Ländern“, so heißt es im Dokument weiter, „hängen bedeutende jesuitische Werke von der großzügigen, treuen und kompetenten Mitarbeit von Frauen und Männern verschiedener religiöser und humanistischer Überzeugungen ab.“ Die Jesuiten sollen ihnen sagen, dass die Berufung, die sie selbst empfangen haben, eine Berufung ist, „die wir zusammen mit ihnen teilen“ (Nr. 3). Sprachlich wie inhaltlich bleibt das allerdings etwas sperrig. Für Sankt Georgen kann das nicht nur heißen, dass Nichtjesuiten immer mehr Aufgaben von den Jesuiten übernehmen. Die eigentliche Aufgabe lautet, ob die jesuitische Prägung der Hochschule gerade in dieser geteilten Verantwortung erkennbar bleibt und immer wieder ins Heute übersetzt wird.

So verstanden, richtet das Dekret eine doppelte Anfrage an Sankt Georgen: Die Jesuiten müssen sich fragen lassen, ob sie Nichtjesuiten tatsächlich an Verantwortung beteiligen oder sie diese doch vor allem als kompetente Helfer im Umfeld des Ordens sehen. Nichtjesuiten wiederum müssen sich die Frage stellen, ob sie an dieser Hochschule nur beschäftigt sind oder ob sie die Sendung dieses Ortes mitverantworten wollen. Im Jubiläumsjahr sollte diese Spannung nicht verdeckt, sondern ausdrücklich wahrgenommen werden.

Andere Lebensformen, anderer Blickwinkel

Was Nichtjesuiten in eine jesuitische Einrichtung einbringen, lässt sich nicht auf die Ebene fachlicher Kompetenz reduzieren, so wichtig diese ist. Sie bringen andere Lebensformen mit, andere Berufswege, andere kirchliche Erfahrungen, oft auch eine größere Distanz zum kirchlichen Milieu. Neben der zölibatären Lebensform des Ordens stehen Menschen mit Familien, Partnerschaften, Sorgepflichten, Pendelwegen, befristeten Verträgen, Verwaltungsroutinen, akademischen Karrieren und Lebensentscheidungen, die sich nicht sofort aus der Logik des Ordens erschließen, sondern eigenen Rhythmen, Bindungen und Verpflichtungen folgen. Das verändert auch den Blick auf die Hochschule. Es macht konkreter sichtbar, was Studierende brauchen, was Mitarbeitende belastet, wo Verfahren unklar sind und ob die großen Leitworte der Hochschule im Alltag eingelöst werden.

Doch gerade darin liegt ein wichtiger Beitrag für das jesuitische Proprium. Nichtjesuiten fügen der Hochschule nicht einfach etwas Zusätzliches hinzu. Vielmehr prüfen sie, ob die Selbstbeschreibung der Einrichtung auch tatsächlich stimmt. Sie erinnern daran, dass Freiheit Verlässlichkeit braucht, gerade in Zeiten des Umbruchs. Sie helfen zu unterscheiden, ob Nüchternheit eine geistliche Stärke bleibt oder in Müdigkeit umschlägt. Sie bringen Erfahrungen ein, die nicht aus der Ordenslogik stammen und doch für die Hochschule unverzichtbar sind. Wer so arbeitet, steht nicht außerhalb der Sendung. Er trägt dazu bei, dass die jesuitische Prägung nicht nur behauptet wird, sondern im Alltag Gestalt gewinnt.

Geistlich wach bleiben

Eine Hochschule wie Sankt Georgen bleibt nicht dadurch jesuitisch, dass sie möglichst viele „fromme“ Angebote macht. Aber sie darf auch nicht so tun, als erledige sich ihr spirituelles Profil von selbst. Es gibt die Campusmesse am Mittwoch, die feierlichen Gottesdienste zu Beginn und Ende des Semesters und zu weiteren Anlässen sowie die tägliche Eucharistie der Jesuitenkommunität. All das gehört sichtbar zu diesem Ort. Es erinnert daran, dass Sankt Georgen nicht nur durch Lehrbetrieb, Verwaltung und Wissenschaft bestimmt ist.

Gerade deshalb stellt sich die Frage, wie diese spirituelle Prägung auch die Mitarbeitenden erreicht. Nicht alle brauchen dasselbe. Die Jesuitenkommunität und das Priesterseminar haben ihre eigenen Rhythmen, die Studierenden haben ebenso Orte und Zeiten, einzelne Gruppen ihre gewachsenen Formen. Für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter darüber hinaus, akademische wie nichtakademische, ist weniger selbstverständlich, wo sie mit ihren Erfahrungen, Belastungen und Fragen spirituell vorkommen. Wenn Zusammenarbeit mehr sein soll als Aufgabenverteilung, muss auch diese Dimension mitbedacht werden.

Geistlich wach bleibt eine Institution nicht nur durch Gebet, sondern auch durch Aufmerksamkeit für die Menschen, die ihren Alltag tragen. Wer organisiert Abläufe, begleitet Studierende durch Studienfragen, Prüfungsstress und Verwaltungswege? Welche Unterbrechungen, Gespräche oder gemeinsamen Zeiten würden helfen, die



Im Park von Sankt Georgen

eigene Arbeit nicht bloß als erledigte Aufgabe, sondern als Beitrag zur Sendung von Sankt Georgen zu verstehen? Vielleicht beginnt geistliche Wachheit gerade dort, wo eine Hochschule genauer wahrnimmt, wie wenig Raum solche Fragen im Alltag oft bekommen.

Nüchterne Hoffnung

Mit Jesuiten zu arbeiten, heißt auch, die Spannung zwischen Anspruch und Wirklichkeit auszuhalten. Der Anspruch ist nicht selten hoch: Unterscheidung, Freiheit, Bildung und spirituelle Tiefe. Im Alltag zeigen sich zugleich volle Kalender, offene Zuständigkeiten, begrenzte Kräfte und gewachsene Gewohnheiten. Entscheidend ist, beides nicht gegeneinander auszuspielen. Unterscheidung kann vor Aktionismus schützen, sie kann aber auch Entscheidungen verzögern. Manchmal stört die Trägheit kirchlicher Institutionen. Manchmal schützt gerade diese Langsamkeit vor dem Reflex, alles sofort neu erfinden zu müssen.

Sankt Georgen wird im zweiten Jahrhundert seiner Hochschulgeschichte nicht dadurch jesuitisch bleiben, dass es seine Herkunft beschwört. Es wird jesuitisch bleiben, wenn die gemeinsame Prägung in eine gemeinsame Verantwortung übersetzt wird. Dazu braucht es Jesuiten, die teilen, was ihnen anvertraut ist. Und es braucht Nichtjesuiten, die mehr tun, als ihre Stelle auszufüllen: die mitdenken, widersprechen, übersetzen und sich mit dem Gegebenen nicht zu früh abfinden. Die Freiheit ist eine Stärke jesuitischer Arbeitskultur. Ihre Bewährungsprobe heißt Verbindlichkeit. Vielleicht ist das eine der Aufgaben, die ein Jubiläum nicht löst, aber unübersehbar macht.

Zur Person

Prof. Dr. Andreas Bieringer hat den Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft, Hymnologie und christliche Kunst an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen inne.

Digital Humanities

von Polina Solonets und Christiane Birr

Ein Jesuit als Pionier

Ein riesiger Großraumbereich, nur durch transparente Glaswände unterteilt: Ursprünglich als Standort für die Textilherstellung genutzt, war das CAAL (Centro per l'Automazione dell'Analisi Letteraria) nun mit IBM-Lochkartenmaschinen gefüllt. In diesem Zentrum im italienischen Gallarate sollen in seiner Blütezeit in den 1960er-Jahren etwa siebzig Mitarbeiter beschäftigt gewesen sein, die meisten von ihnen junge Frauen. Sie arbeiteten daran, elf Millionen überwiegend lateinische Wörter auf Lochkarten zu erfassen; ihr Ziel war eine lemmatisierte Konkordanz sämtlicher Werke Thomas von Aquins. Dieser „Index Thomisticus“ wurde von Pater Roberto Busa SJ (1913–2011) in den 1940er-Jahren ins Leben gerufen, entwickelt und in mehr als dreißig Jahren zum Abschluss gebracht. Bahnbrechend an diesem Unterfangen war die Verbindung von geisteswissenschaftlicher Expertise und der Rechenkraft von Computern. Den gesamten Wortschatz der Werke des Thomas von Aquin auf Lochkarten zu erfassen, sollte automatisierte Abfragen und Auswertungen ermöglichen (Busa, 1980). So begann vor mehr als siebzig Jahren eines der ersten und wegweisenden Projekte der Digital Humanities (DH).

„The Next Big Thing“ in den Geisteswissenschaften

Aber was genau meint man heute, wenn man über DH spricht? Auch wenn im Einzelnen noch diskutiert wird, ob und inwieweit die DH eine Disziplin, ein Fachgebiet oder ein methodisches Instrumentarium sind, „beschreibt der Begriff im weiteren Sinne“ jedenfalls „eine Verbindung zwischen Informatik, digitalen Werkzeugen und Medien sowie geisteswissenschaftlicher Forschung“ (Risam, 2019). DH werden häufig als ein Ansatz zur Neugestaltung der Geisteswissenschaften betrachtet. In diesem Sinne wird DH als Sammelbegriff und zugleich als taktischer Begriff verwendet, der sich bewusst jeder engen Definition entzieht.

Da wir uns selbst auf (rechts)historische Forschung spezialisieren, werden wir uns stärker auf diesen speziellen Anwendungsbereich der DH konzentrieren: die sog. Digitale Geschichtswissenschaft.

Digitale Geschichtswissenschaft

Digital History, auch als digitale Geschichtswissenschaft bekannt, ist schon seit mehreren Jahren ein Studien-schwerpunkt im historischen Curriculum. So gibt es an der Humboldt-Universität in Berlin eine Professur für Digital History, ebenfalls an der Universität Bielefeld. Daneben hat sich die Digitale Geschichtswissenschaft bereits als Forschungsfeld etabliert. Ihre Ursprünge und der Aufstieg der quantitativen Geschichtswissenschaft (Kliometrie) können bis in die 1960er-Jahre zurückverfolgt werden, während die ersten Ansätze zu qualitativen Analysen in den 1990er-Jahren mit dem Aufschwung der Personal Computer entstanden.

Zu Beginn ging die digitale Geschichtswissenschaft Hand in Hand mit der Notwendigkeit, den Zugang zu Primärquellen zu öffnen und diese einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Inzwischen bieten Computer allerdings neue Möglichkeiten, historische Quellen zu analysieren und auszuwerten. Während digitale Editorik und automatische Texterkennung weiterhin wichtige Bereiche bleiben, öffnen digitale Methoden weitere Interessengebiete für die historische Forschung. Die folgende Aufzählung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern soll einen Eindruck von der Vielfalt der Methoden, analytischen Zugriffe und möglichen Fragestellungen vermitteln:

- Computer Vision: eine Technik zur computergestützten Analyse großer Korpora historischer Bilder, um beispielsweise Inhalte zu identifizieren und in Kategorien einzuteilen, sodass Historiker*innen nicht nur Textmaterial, sondern auch nicht-textuelle Elemente digitalisierter Bücher, Zeitungen und anderer Quellen nutzen können.
- Historische Netzwerkanalyse: Sie lässt nicht nur historische Netzwerke sichtbar werden, sondern zeigt auch die Beziehungen und den Austausch zwischen den Knotenpunkten der Netzwerke. Ein gutes Beispiel für die Anwendung dieses Ansatzes in der Rechtsgeschichte ist die Untersuchung des Austauschs von königlichen Beamten zwischen dem Königreich Portugal und seinen Kolonien im 17. und 18. Jahrhundert.

- Distant Reading: ein Ansatz zur Analyse großer Textkorpora und zur Identifizierung linguistischer Muster. Die Anwendungen reichen von einfacher Wortfrequenzanalyse bis hin zu komplexen Aufgaben wie Topic Modeling, Sentiment Analysis, Stilometrie und Wort-Embeddings. Das sog. Scalable Reading kombiniert Distant und Close Reading, um interessante quantitative Muster mit Hilfe qualitativer Methoden genauer zu untersuchen: Mit Hilfe von Distant Reading-Analysen werden Texte auf allgemeine Muster (Patterns) durchsucht. Ein menschlicher Leser untersucht dann die dabei gefundenen, interessant erscheinenden oder überraschenden Passagen (Close Reading), um genau zu verstehen, worum es in jedem einzelnen Fall geht. Diesen Wechsel zwischen algorithmischem Distant und menschlichem Close Reading bezeichnet man als Scalable Reading, da man eben flexibel den Umfang (Scale) des untersuchten Text(ausschnitt)s anpasst.
- Linked Open Data (LOD): ein Datenstandard, der es erlaubt, historisches Material strukturiert in einem maschinenlesbaren Format zu erfassen, zwischen verschiedenen Forschungsprojekten zu teilen und nachzunutzen. Informationen werden dabei durch strukturierte Beziehungen zwischen Entitäten wie Personen, Orten, Texten oder Institutionen dargestellt. Dadurch lassen sich Daten aus verschiedenen Quellen miteinander verknüpfen, effizient durchsuchen und in großem Umfang analysieren.

Digitale Editionen als Grundlage transnationaler Forschung

Digitale Editionen gehören zu den klassischen Tätigkeitsbereichen der DH. Nehmen wir zum Beispiel das Projekt „Die Schule von Salamanca. Eine digitale Quellensammlung und ein Wörterbuch ihrer juristisch-politischen Sprache“, das von der Mainzer Akademie der Wissenschaften in Zusammenarbeit mit dem Max-Planck-Institut für Rechtsgeschichte und Rechtstheorie und der Goethe-Universität Frankfurt durchgeführt wird. Seit 2013 arbeitet ein kleines Team an der digitalen Edition von knapp einhundert Drucken des 16. und 17. Jahrhunderts, zentriert um Autoren der iberischen Spätscholastik (www.salamanca.school). Am Anfang stand die Idee

„
Datensätze, Ontologien, Visualisierungen und Algorithmen sind keine neutralen Werkzeuge, sondern interpretative Rahmen.

der Zugänglichkeit: Frühneuzeitliche Drucke sind nicht überall in Bibliotheken vorhanden und zugänglich. An Standorten mit außergewöhnlich guter Bibliothekssituation (z. B. in der Bayerischen Staatsbibliothek in München oder der Universitätsbibliothek in Salamanca) ist die Fülle der vorhandenen Originale überwältigend, an anderen Orten, etwa in Buenos Aires oder Manila, an denen ebenfalls ein großes wissenschaftliches Interesse an diesen Quellen besteht, sieht die Lage anders aus. Auch Google Books kann da nur teilweise Abhilfe bieten. Eine kuratierte Quellensammlung, die durchsuchbare Volltexte und hochaufgelöste Scans der Buchseiten bietet, frei im Open Access für jeden Forschenden mit Internet-Zugang zu erreichen – der Gedanke der Accessibility gehört zu den treibenden Impulsen für Projekte der Digitalen Geisteswissenschaften. Dabei stehen hinter jedem Automatisierungsschritt viel vorangegangene manuelle Arbeit und erhebliche Expertise im Umgang mit historischen Quellen sowie mit modernen Datenformaten.

Digital Humanities sind ein Mannschaftssport

Deshalb noch einmal zurück zu Pater Busa: Er meinte, die Arbeit an dem elektronischen Textindex sei wie ein „grand game of Solitaire“ gewesen (Busa, 1980). Dieses Bild zieht seine Kraft nicht nur aus den zahllosen (Loch-)Karten, die

Wird die Zukunft besser sein?

von Hans Langendörfer SJ

Soviel steht fest: In Zukunft wird es anders sein als jetzt. Die Zukunft bringt Neues. Ist neu besser? Zumindest hofft man zumeist, dass Künftiges besser ist. Oder man befürchtet, dass es künftig schlechter sein wird. Wissen tut man keines von beiden. Es bleiben Ungewissheit – und Wagnis für den, der die Zukunft gestalten will. Erst die Erfahrung wird lehren, ob das Zukünftige besser ist. Zunächst einmal hat es ja nur die zeitliche Besonderheit, näher an der Gegenwart zu liegen als das Bisherige und Bekannte – und somit auch unbestimmter zu sein.

Zu Beginn eines neuen Studienjahres und in einer Hochschule, die das 100. Jubiläum ihrer Gründung begeht, liegt es zunächst einmal nahe, für die Zukunft eine Optimierungsannahme zu wählen. „Wir wollen und werden uns weiter verbessern.“ Wirklich? Reicht es nicht, dass alles so gut bleibt, wie es geworden ist und sich heute präsentiert? Muss man wirklich immer alles besser machen? Stimmt es wirklich, dass man – um es theologisch auszudrücken – das jeweils Bessere („Magis“) anstreben muss und soll? Ist konservatives Handeln nicht völlig ausreichend?

Nein, Wandel ist angesagt. Zumindest stimmt die Genügsamkeit dann nicht, wenn das Gegenwärtige unzureichend ist und nicht bewahrt werden kann und deshalb eine andere und bessere Zukunft als sehr wünschenswert oder gar notwendig angesehen werden muss. Dann sind Unruhe und der Einsatz der Kräfte für eine bessere Zukunft sehr wichtig. Und entsprechende Bemühungen – in der Hochschule bei den Studierenden und Lehrenden, aber auch auf der Ebene der Verantwortlichen, der Träger und der politisch Zuständigen. So sind Planungen und Debatten über die künftige Gestalt von Sankt Georgen gut: nicht, weil alles defizitär ist, sondern weil die positive Bilanz der 100 Jahre Geschichte bewahrt zu werden verdient, und das heißt Anpassungen für die Zukunft dringend gefordert sind. Allerdings haben auch sie Anteil am Dunkel der Zukunft: Wird es gelingen oder nicht, die angestrebte Zukunft zu erreichen? Es bleiben in Erkenntnis und Streben „Ungewissheit und Wagnis“ (Peter Wust).

Das Christentum ist stark geprägt durch seine Ausrichtung auf die Zukunft. Jesus will einer künftigen und schon beginnenden Zivilisation den Weg bahnen („Reich

Gottes“), die der Welt und den Menschen neues und bleibendes Leben gewährt. Wir Heutige stehen in dieser Tradition der Erneuerung, des Fortschritts und der christlich vertieften Optimierung. Allerdings – und das ist wichtig – geht es um eine Zukunft, die ihre Möglichkeit aus dem Gewesenen und bis heute Gültigen bezieht: aus der Heilsgeschichte Gottes mit seinem Volk und zentral aus dem

”

Das Neue der Zukunft mit Kräften herbeiführen: ja – aber mit einem Gottvertrauen, das menschlicher Begrenztheit Rechnung trägt.

Leben, Leiden, Sterben und neuen, österlichen Leben Jesu. In ihm ist die Zukunft da und eröffnet und ist das Neue schon realisiert, das aber im Gang der Geschichte bewahrt werden und sich bewähren muss.

Und was heißt das für uns in Sankt Georgen, die zwar die christliche Geschichtstheologie einigermaßen kennen, aber zunächst einmal ganz pragmatisch der Zukunft Rechnung tragen wollen? Grundlage aller tätigen Ausrichtung auf die Zukunft ist die Gegenwart, was nicht eine allgemeine Platitüde ist, sondern die Pflicht meint zur genauen Analyse der Stärken unserer Hochschule – ihrer Einbindung in die theologische Landschaft, in die Netzwerke des Jesuitenordens und überhaupt in die Kirche; wie auch der Schwächen, zu denen gewiss auch die rückläufigen Studierendenzahlen und Finanzen gehören. Auf dieser Grundla-



Im Park von Sankt Georgen

ge werden aktuell Gespräche mit der Goethe-Universität und dem Land Hessen sowie dem Heiligen Stuhl geführt. Als Ziel gilt ein engeres Zusammengehen der Hochschule und der Universität in Form von Kooperation und Integration unserer Hochschule und des entsprechenden Fachbereichs der Universität.

Aber niemals ist die Zukunft gewiss, auch nicht, wenn man zukunftsorientiert und realistisch und „faktenbasiert“ mit Mut und Zuversicht ans Werk geht. Dass man das Richtige tut, um die Zukunft gut werden zu lassen, sind alle bestrebt. Ob es gelingt, bleibt offen. An dieser Stelle spielt dann doch der Glaube die entscheidende Rolle: dass nämlich nicht die menschliche Rationalität und Sozialtechnik, sondern das Wirken Gottes im Geist und in Gestalt seiner endzeitlichen Zukunft das letzte Wort hat. Allem Gelingen und Misslingen zum Trotz. Das Neue der Zukunft mit Kräften herbeiführen: ja – aber mit einem Gottvertrauen, das menschlicher Begrenztheit Rechnung trägt.

Zur Person

Dr. Hans Langendörfer SJ war von 1996 bis 2021 Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz und ist seit 2025 der Beauftragte des Provinzials der Zentraleuropäischen Jesuitenprovinz für die Hochschule Sankt Georgen.

Mehr Theologie wagen

Sankt Georgen weiter denken

von Ralf Stammberger

Als die Johann Wolfgang Goethe-Universität 1914 gegründet wurde, hatte der damalige Limburger Generalvikar Höhler bereits die Idee, hier eine theologische Vollfakultät einzurichten. Die Idee war, in Frankfurt eine Philosophisch-Theologische Lehranstalt in Verantwortung der Jesuiten zu gründen und diese dann in die Frankfurter Universität zu integrieren. Es kam anders. Zwar wurde 1926 in Sankt Georgen der Lehrbetrieb aufgenommen, jedoch kam es zu keiner Zusammenführung mit der Universität. Erst 1948 wurden dort unter Bischof Dirichs vier Lehrstellen für katholische Theologie eingerichtet, die 1953 um eine Professur für Katholische Religionsphilosophie ergänzt wurden. Der Versuch des Hessischen Wissenschaftsministeriums, an der Universität einen Diplomstudiengang Katholische Theologie ohne Mitwirkung der Kirche einzurichten, wurde 1996 durch das Bundesverwaltungsgericht, als dem kirchlichen Selbstbestimmungsrecht entgegenstehend, für unzulässig erklärt.

Trotz dieser nicht einfachen Geschichte der katholischen Theologie in Frankfurt, haben sich in den vergangenen Jahrzehnten die Kontakte sehr gut entwickelt und intensiviert. In Promotionsverfahren wirken die beiden theologischen Einrichtungen intensiv zusammen. Mit dem Master-Studiengang „Sozialethik im Gesundheitswesen“ gibt es seit 2021 sogar einen gemeinsam verantworteten Studiengang. Während in Sankt Georgen der Schwerpunkt auf der Ausbildung der pastoralen Berufsgruppen liegt, sind es an der Goethe-Universität die Lehramtsstudiengänge für katholische Religion für die unterschiedlichen Schulformen in Hessen. Beide Standorte sind in den postgradualen Studiengängen stark nachgefragt und international vernetzt. Während in Sankt Georgen unter den Aufbaustudierenden auch viele aus der Weltkirche ihre Qualifikationsarbeiten schreiben, verfügt der Fachbereich Katholische Theologie an der Goethe-Universität mit „Theologie Interkulturell“ seit mehr als vier Jahrzehnten über ein Programm, bei dem durch Einladung von Gastwissenschaftler/innen aus aller Welt theologische Diskurse in einer globalen Perspektive reflektiert werden.

Die Zusammenschau dieser Potentiale hat die Träger der Hochschule Sankt Georgen, den Jesuitenorden und die (Erz-)diözesen Aachen, Hamburg, Hildesheim,

Limburg und Osnabrück motiviert, gemeinsam mit der Goethe-Universität eine theologische Vollfakultät neu aufzustellen und strukturell unter dem Dach der Goethe-Universität zu integrieren. Hier bestehen intensive Kontakte nicht nur zur evangelischen Theologie, sondern insbesondere zu den Islamischen Studien, zur Judaistik, zur Philosophie, aber auch zu etlichen weiteren Disziplinen. Die Religionswissenschaft wird an der Goethe-Universität von der evangelischen und katholischen Theologie im Verbund mit anderen Instituten verantwortet. Dieses Zusammenspiel soll gestärkt werden und an einem Campus der Religionen sollen religionsbezogene Forschung und Theologie einen Forschungsschwerpunkt darstellen.

Passt ein solches Unterfangen in die Zeit? Die allgemeinen Säkularisierungstendenzen sind doch gerade in Frankfurt unübersehbar. Die Mitgliederzahlen der großen Kirchen gehen zurück, die Studierendenzahlen in der Theologie sinken. Das Projekt setzt einen selbstbewussten Gegenakzent und ist der These verpflichtet, dass Religionen national und international auch weiterhin gesellschaftlich relevante Phänomene sind und dass insbesondere die wissenschaftlich verantwortete Reflexion religiöser Praxis einen Beitrag nicht nur zu deren Weiterentwicklung, sondern auch zur Lösung aktueller globaler Herausforderungen leisten kann.

Jürgen Habermas hat in seinem Alterswerk *Auch eine Geschichte der Philosophie* die religiösen und metaphysischen Quellen nachmetaphysischen Denkens aufgezeigt. Diese Quellen sind aber nicht einfach historisch und nunmehr versiegt. Gerade in seiner letzten Publikation, die sich in der Festschrift für Thomas Schmidt, den in diesem Jahr viel zu früh verstorbenen Religionsphilosophen am Fachbereich Katholische Theologie, findet, bezweifelt Habermas, dass eine religiöse Praxis als eine solche qualifiziert werden kann, wenn sie nur im Modus der Erinnerung an eine „gläubige“ Existenzweise, die auf der Konstellation von Glaube, Liebe und Hoffnung gegründet war“, existiert (Habermas, Ein Geburtstagsgruß, in: *Den Diskurs bestreiten* [2025], S. 19).

Das Projekt einer zeitgenössischen Theologie muss sich dem Skandalon real existierender religiöser Praxis stellen. Im Motto der Hochschule Sankt Georgen „pietati et

scientiae“ kommt dies zum Ausdruck. Gläubige Existenz ist eine Lebensform. Das produktive Spannungsfeld von Glauben und Wissen wird auch im 21. Jahrhundert seine Wirkung entfalten. Dafür steht eine künftig institutionell neu aufgestellte Frankfurter Theologie, die sich intellektuell dem vielfältigen theologischen und philosophischen Erbe auf beiden Seiten des Mains verpflichtet weiß.

Zur Person

Dr. Ralf M. W. Stammberger leitet den Bereich „Pastoral und Bildung“ im Ordinariat des Bistums Limburg und ist beauftragt, auf Seiten des Bistums den beschriebenen Kooperationsprozess zu steuern.

Eingangstor von Sankt Georgen



Wo entsteht Theologie?

Theologie entwickelt sich nicht im luftleeren Raum. Sie ist oft mit biographischen Erfahrungen verbunden. Drei Sankt Georgener Jesuiten berichten, wo für sie Theologie beginnt.

In der Begegnung mit dem Fremden

Im Rahmen meiner Promotion beschäftige ich mich intensiv mit dem französischen Jesuiten Michel de Certeau (1925–1986). Ein Motiv, das sich wie ein roter Faden durch seine Biographie und sein theologisches Denken zieht, ist die Bedeutung der Fremdheit. Für Certeau ist es der Fremde, der ganz Andere, der mich als Gläubenden und Theologen herausfordert. In der Begegnung mit dem Anderen geht es darum, eigene Worte zu finden – ja, sogar mit meinem Leben eine Antwort auf diesen Ruf zu geben. Certeau schreibt: „Die Abenteuer sind die anderen, heißt es. Das Abenteuer ist ein religiöses Ereignis, denn es sucht Gott, den wirklichen und immer anderen. Die Liebe drängt den Christen in dieses Abenteuer, denn sie misst sich nicht an dem, was sie in Händen hält, sondern an der Zukunft, die sie hervorbringt“ (*Der Fremde oder Einheit in Verschiedenheit*, S. 105).

Orte, an denen mir etwas begegnet, das mir fremd ist, so ganz anders als ich es kenne oder erwarte, sind für mich deshalb Orte, an denen Theologie beginnt. Dort lerne ich neu zu sehen und zu verstehen, weil ich selbst mit meinen Gewohnheiten, Überzeugungen und Selbstverständlichkeiten angefragt werde. Dort, wo etwas anders und fremd ist, kann ich Entdeckungen machen. Dort öffnet sich eine Möglichkeit für theologisches Nachdenken. Vielleicht ist genau dies die Erfahrung, die biblisch als Exil bezeichnet wird: Das Volk Israel lernt in der Fremde, dass Gott der je größere ist. Israel zieht sich in der Fremde nicht ins Ghetto zurück, sondern wagt die Begegnung mit der fremden Umwelt. Und das verändert die Theologie.

Theologiegenerative Orte gibt es aber nicht nur in fremden Ländern oder auf außergewöhnlichen Reisen. Oft genügt schon das Kino, das die großen Geschichten und menschlichen Gefühle neu, oft überraschend und manchmal fremd erzählt. Oder auch die Begegnung und Auseinandersetzung mit Teilen der Kirche oder Frömmigkeitstraditionen, die mir zunächst fremd sind. Das Fremde kann mich überraschen, irritieren, vielleicht auch manchmal faszinieren. Es fordert mich heraus. Darin liegt theologisches Potenzial. In der Vorbereitung auf meine Diakonenweihe ist mir ein Satz von Pedro Arrupe SJ (1907–1991), dem ehemaligen Generaloberen der Jesuiten, begegnet,

der diese Haltung wunderbar ins Wort bringt: „Oft beginnen wir mit der Suche nach dem Herrn tatsächlich dort, wo wir wollten, dass er sei, und nicht dort, wo er ist und uns erwartet.“

Dag Heinrichowski SJ



Wo man nicht mehr Herr im eigenen Haus ist

„Muslime fragen, Christen antworten“, so heißt ein schmales Buch des Jesuiten Christian Troll, das in viele Sprachen übersetzt wurde. Es möchte den christlichen Glauben für interessierte Muslime erklären und zugleich Christen und Christinnen unterstützen, deren christlicher Glaube im Gespräch mit Muslimen befragt wird. Es kommt daher wie ein kleiner Katechismus. Doch gewachsen ist es in unzähligen Alltagssituationen, die Christian Troll in seinem langen Leben unter Muslimen in Indien, Großbritannien und in der Türkei erlebt hat. Es gibt ihn gar nicht so selten, den Alltagsdialog mit Menschen islamischen Glaubens, in denen rasch zentrale Themen des christlichen Glaubens zur Sprache kommen: Wie man an einen dreifaltigen Gott glauben kann, warum man dem Zeugnis der biblischen Schriften trauen soll oder was es bedeutet zu beten. Und es ist gut, sich als christlich Glaubender Gedanken gemacht oder eben intensiv in dem Büchlein gelesen zu haben. Aus einem gut informierten Glauben kann ein gutes Gespräch und Respekt vor dem christlichen Glauben entstehen.

Theologie entsteht in einem solchen Gespräch allerdings noch nicht notwendigerweise. Hierzu muss man von dem Beantworten von Fragen zu wirklichem Antworten übergehen. Wer eine Frage beantwortet, weiß die passende Antwort und kann auf gute Weise replizieren. Eine wirkliche Antwort gibt, wer die Antwort nicht kennt, sich aber involvieren und in das Unsichere führen lässt. Der Philosoph Bernhard Waldenfels schreibt von dem „Paradox einer kreativen Antwort, in der wir geben, was wir nicht haben [...]“. Wo neuartige Gedanken entstehen, gehören sie weder mir noch dem Anderen. Sie entstehen zwischen uns. Ohne dieses Zwischen gäbe es keine In-

Skulptur von Gertrude Reum im Treppenhaus des Verwaltungstrakts



ter-subjektivität und Inter-kulturalität, die diesen Namen verdient“ (*Topographie des Fremden*, S. 53).

Auch das gibt es im Gespräch mit Muslimen. Denn der islamische Glaube stellt nicht nur Fragen an den christlichen Glauben, sondern stellt ihn auch in Frage. Und dies nicht nur im Modus besserwisserischer oder skeptischer Kritik, sondern indem oftmals nebenbei Selbstverständlichkeiten aufgedeckt und erschüttert werden. Ich erinnere mich an ein intensives Gespräch, in dem eine gute muslimische Freundin mich (und einen ebenfalls anwesenden amerikanischen

Jesuiten) intensiv über ignatianische Spiritualität befragte: Wie das denn möglich sein solle, dass Gott einen speziellen Willen für mein persönliches Leben habe? Hier ging es nicht um Unverständnis oder etwas, „das der Islam nicht hat“, sondern um einen Punkt, an dem tiefgehende theologische Fragen entstehen: Wie hängen Gottes Wille und meine persönliche Biographie wirklich zusammen? Woran erkenne ich Gottes Stimme und was soll diese denn überhaupt sein? Was heißt gelingendes Leben und welche Rolle spielt Erlösung in ihm? In solchen Momenten entsteht Theologie, denn Theologie beginnt dort, wo man nicht mehr Herr im eigenen Haus ist.

Tobias Specker SJ

Wenn theologische Konzepte in Frage gestellt werden

Manchmal genügt schon ein Besuch im Kino, um ins theologische Nachdenken zu kommen. Die großen Fragen nach dem Menschen, vor der die Theologie zuweilen auch zurückschreckt, tauchen im popkulturellen Medium des Films auf: Schuld und ihre Verstrickungen, die (Un-)Möglichkeit der Vergebung, Opfer und Stellvertretung, Tod und neues Leben werden in Filmen aufgegriffen und so behandelt, dass theologische Konzepte in Frage gestellt werden. Zugleich eröffnen sich mir Möglichkeiten, diese

Konzepte neu zu überdenken.

In diesem Jahr hat mich der Film „Hamnet“ der aus China stammenden Regisseurin Chloé Zhao beeindruckt. Erzählt wird die Geschichte des tragischen Todes des einzigen Sohnes von William Shakespeare und seiner Frau Anne (im Film: Agnes). Der Film inszeniert theologisch gesprochen den abwesenden Vater und die Stellvertretung des Sohnes: Während Shakespeare nicht zu Hause ist und in London arbeitet, erkrankt die Tochter. Der kleine Sohn, Hamnet, bietet in einem kindlichen Gebet an, anstelle seiner Zwillingsschwester zu sterben. Tatsächlich „gelingt“ dieser Tausch. Hamnet stirbt, die Schwester kann weiterleben. Darin findet die Familie und insbesondere Shakespeares Frau keinen Frieden. Seine Frau Agnes rebelliert vehement gegen die Selbstbezogenheit und künstlerische Besessenheit ihres Mannes, den auch der Tod des eigenen Kindes nicht von seiner Kunst abbringen kann.

Shakespeare versucht zwar, seinen Schmerz und seine Schuldgefühle in dem Drama „Hamlet“ zu verarbeiten. Erst dadurch jedoch, dass bei der Aufführung des „Hamlet“ die Frau – und mit ihr viele Zuschauerinnen im Theater – den sterbenden Prinzen berühren, halten und loslassen, scheint sich eine Möglichkeit von Versöhnung aufzutun. Der Film bricht eine bestimmte „männlich“ konnotierte Vorstellung von Stellvertretung, Opfer und Sühne auf. Das Opfer durchkreuzt – auch eucharistietheologisch – binäre Gegenüberstellungen: etwa zwischen opferndem (männlichen) Priester und bräutlich-empfangender (weiblicher) Kirche. Für die Kategorie des Opfers eröffnen sich meines Erachtens neue Deutungsmöglichkeiten: Das Opfer besteht nicht in heroisch-einsamen Akten der „(Selbst-)Hingabe“, sondern eher in der gemeinsamen widerständigen Auseinandersetzung mit den Wunden, die das Leben schlägt; das Opfer impliziert das „Bleiben“ bei den Betroffenen und besteht im Loslassenkönnen und in der Läuterung des eigenen Verlangens und einseitig-verzerrender Gottesvorstellungen. Das Kino bietet oftmals den Raum, in dem große theologische Themen berührt werden können, und lädt mich ein, die biblischen und theologiegeschichtlichen Quellen neu zu lesen und zu verstehen.

Klaus Vechtel SJ



Zur Person

Dag Heinrichowski SJ arbeitet an einer Promotion in Pastoraltheologie und ist als Spiritual im Priesterseminar Sankt Georgen tätig.

Tobias Specker SJ ist Professor für Katholische Theologie im Angesicht des Islam an der Hochschule Sankt Georgen.

Klaus Vechtel SJ hat den Karl-Rahner-Stiftungslehrstuhl für Theologie der Spiritualität in Sankt Georgen und ist Schriftleiter der Zeitschrift „Geist und Leben“.

Sankt Georgener Gebet

Herr, Gott, himmlischer Vater,
sieh in Güte herab auf die Gemeinschaft der Sankt Georgener.
Segne die Priester, die schon in deinem Weinberg wirken,
und alle, die zum Dienst in der Kirche bestellt sind.
Lass viele Menschen dem Ruf deines Sohnes folgen.

Sende du, Geber der Gnaden,
deinen Heiligen Geist auf uns herab,
erfülle unser Wissen und Werk mit deiner Kraft.
Gib, dass wir uns für den Bau deines Reiches
in Gebet und Studium bereiten.

Lass uns alle, Gesunde und Kranke,
Nahe und Ferne, Lebende und Verstorbene,
eins sein in der Liebe deines Sohnes,
des ewigen Hohenpriesters,
der mit dir und dem Heiligen Geist
lebt und herrscht, Gott in alle Ewigkeit. Amen.

Das Sankt Georgener Gebet ist in der Zeit der nationalsozialistischen Bedrohung entstanden. In Zeiten des Krieges und der Zerstreuung wurde dieser Text zum Zeichen der Verbundenheit. Bis in die Gegenwart verbindet es Menschen auf der Suche nach ihrem Weg der Nachfolge. Im Priesterseminar und von vielen ehemaligen Studenten wurde und wird es täglich gesprochen.



Flughafenseelsorge: Kirche an einem säkularen Ort

Peter Schwaderlapp leitet seit zwei Jahren die Katholische Flughafenseelsorge in Frankfurt. Im Gespräch mit der Sankt Georgener Studentin Johanna Palmer, die dort ehrenamtlich mitarbeitet, stellt er seinen Arbeitsbereich vor und spricht über den Flughafen als einen Raum voller Begegnungen, die ihn theologisch nachdenklich machen.

Johanna Palmer: Du hast dich nach Jahren der Arbeit in einer Pfarrei vor einiger Zeit für die Flughafenseelsorge als neuen Arbeitsbereich entschieden. Was hat dich daran angezogen?

Peter Schwaderlapp: Ich war 20 Jahre Pastoralreferent in der Pfarrei und bin an einen Punkt gekommen, an dem ich gemerkt habe, viele Dinge, die wir machen, passen nicht mehr zu der Welt, in der wir uns bewegen. Vieles war nur noch auf unsere eigene Blase bezogen, auch weil wir so in Beschlag genommen waren mit dem Prozess struktureller Reorganisation. Da kam diese Stellenanzeige: Hier wird eine Leitungsposition besetzt. Leitung war attraktiv für mich, weil ich dann Veränderung und Entscheidung in einem Prozess steuern kann. Außerdem war ich zu der Zeit in der Ausbildung zum geistlichen Begleiter und die ignatianischen Kurzexerzitien standen just an, als ich die Stellenanzeige gelesen hatte. Ich habe lange gebraucht, das mit mir auszumachen, weil ich mit Freude in der Pfarrei gearbeitet habe. Aber natürlich: Der Flughafen ist ein faszinierender Ort. Ich hatte Gelegenheit, mit dem vorherigen Stelleninhaber zu sprechen und zu klären, was das Coole an der Stelle ist, aber auch, was die Herausforderungen sind. Es war schon ein bedeutender Wechsel, denn bisher hatten diese Stelle immer Ordenspriester inne, und dann kam ich als Nichtpriester. Das war spannend, aber an anderen Flughäfen ist es schon länger so.

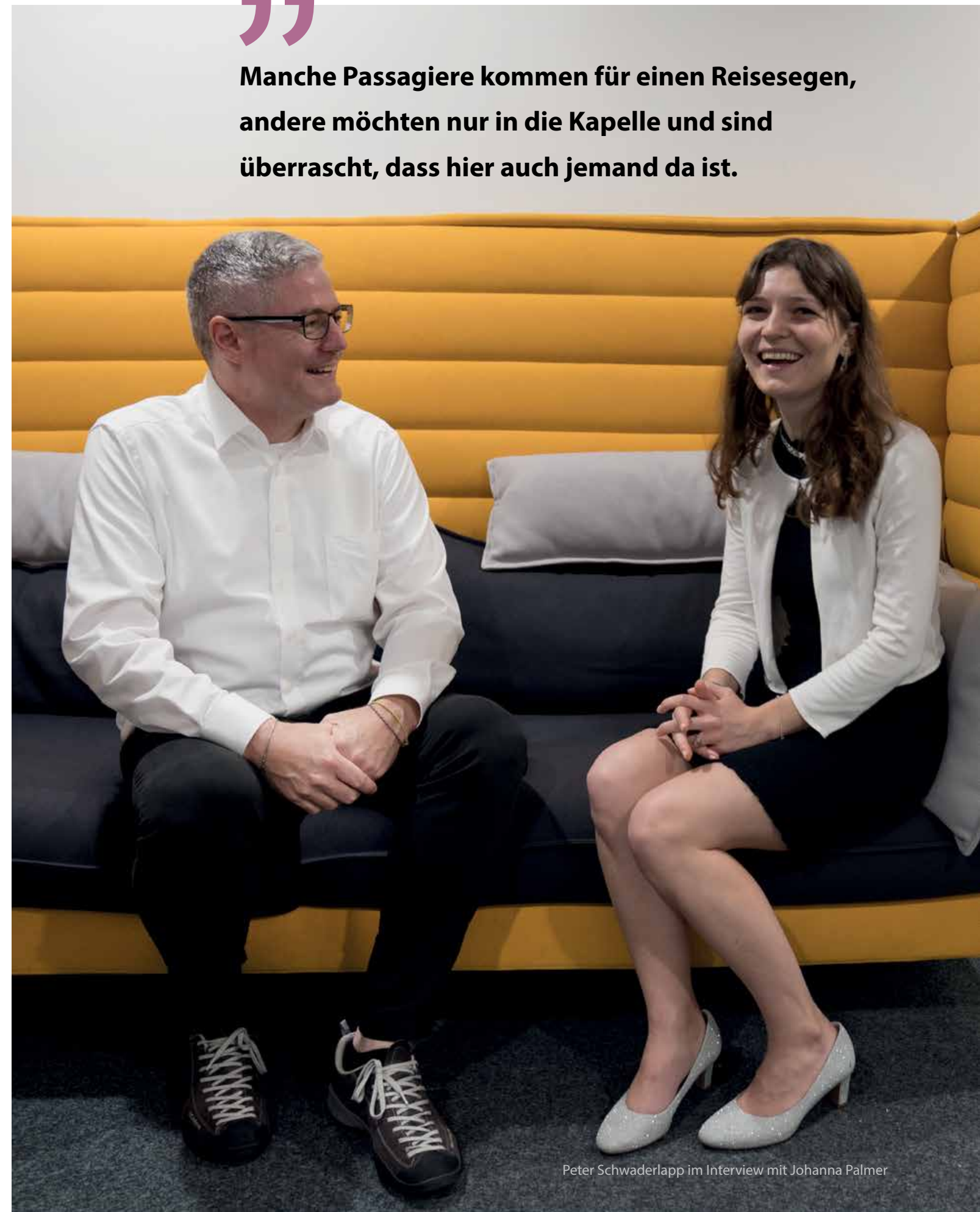
Welche Menschen wenden sich an die Flughafenseelsorge und mit welchen Anliegen?

Es sind sehr verschiedene Menschen und es gibt nicht, das' Aufgabenfeld der Flughafenseelsorge. Viele denken, wir kümmern uns um Fluggäste. Das gehört auch dazu. In Frankfurt haben wir aber den kirchlichen Sozialdienst für Passagiere, der sich vor ungefähr 25 Jahren formiert hat, weil es sehr viele Ressourcen in Anspruch genommen hat, Passagieren in Notlagen weiterzuhelfen, etwa von ‚Handtasche geklaut‘ bis ‚irgendwas hat mit dem Visum nicht geklappt‘. Oder manchmal sind das Deutsche, die aus dem Ausland abgeschoben werden und hier keine Kontakte mehr haben. Am Wochenende, wenn der Sozialdienst geschlossen hat, kommen Leute in entsprechenden Situationen auch zu uns. Zum Feld ‚Passagiere‘ gehören auch Gruppen, die zu einer Pilgerreise aufbrechen oder in Frankfurt umsteigen – und das sind sehr viele, zum Beispiel auf dem Weg nach Fátima oder Guadalupe – und hier Messe feiern wollen und oft ihre Priester dabei haben. Da sind wir dann Gastgeber. Wir haben Messbücher in verschiedensten Sprachen und bieten ein bisschen Heimat für Christen, die unterwegs sind und einen Anlaufpunkt suchen. Manche Passagiere kommen für einen Reisesegen, andere möchten nur in die Kapelle und sind überrascht, dass hier auch jemand da ist.

Kürzlich kamen vier junge Geschwister auf dem Weg in den Urlaub. Eine Schwester hatte Flugangst und fragte, ob wir ihr helfen könnten. Da ist es dann möglich, einen kleinen Engel mitzugeben und vielleicht einen Segen zu sprechen oder ihr Atemübungen gegen Panikattacken zu zeigen – beides zusammen tut oft ganz gut. Wir sind auch erreichbar für das Notfallzentrum und die Airlines. Zuletzt gab es eine Situation, als eine junge Frau auf einem Langstreckenflug erfahren hat, dass ihr Bruder sich suizidiert hat. Wir stehen dann bereit, wenn das Flugzeug landet und begleiten die Person bis zum Weiter- oder Rückflug. Einmal war es auch so bei einem Mädchen, dessen Mutter einen medizinischen Notfall hatte und in die Klinik musste. Der Vater musste erst von Amsterdam anreisen. Das hat acht Stunden gedauert, in denen wir das Mädchen – in Absprache mit der Polizei und dem Jugendamt – betreut haben, weil wir die Kapazität vor Ort hatten.

”

Manche Passagiere kommen für einen Reisesegen, andere möchten nur in die Kapelle und sind überrascht, dass hier auch jemand da ist.



Peter Schwaderlapp im Interview mit Johanna Palmer

Und dann gibt es ja auch noch die vielen Angestellten am Flughafen ...

Dieser Bereich ist für uns sogar noch stärker im Fokus. Auf jeden Fall arbeiten mehr als 50.000 Menschen hier am Flughafen. Sie erleben auch Notlagen, etwa Trauerfälle im familiären oder beruflichen Umfeld. Wir machen Trauerfeiern in der Kapelle und haben eine Gedenkwand, in die Namen mit Geburts- und Sterbedatum eingraviert werden. Es gibt aber auch andere schwierige Situationen, von Trennungen bis hin zu drohender Wohnungslosigkeit, Alkoholproblemen oder Überlastungssituationen. Nun sind wir keine Therapeuten oder Sozialarbeiter, aber manchmal hilft es schon, einfach mal reden zu können – und da werden Menschen dann zu uns geschickt, weil wir Zeit haben. Das ist es vielleicht, was Flughafenseelsorge ausmacht. In vielen Fällen sind wir nicht die, die letztendlich weiterhelfen, aber zunächst einmal können wir uns eine Stunde hinsetzen, einen Tee oder Kaffee anbieten und einfach da sein, zuhören und helfen, mal zu sortieren: Ja, was kann denn jetzt der nächste Schritt sein? Oder was könnte eine gute Adresse sein? Es kommen auch Mitarbeitende zur Flughafenseelsorge, die keinen christlichen Hintergrund haben. Wir sind nicht exklusiv in unserem Angebot, sondern jeder kann kommen.

Manchmal rufen uns auch die Polizei oder der Sicherheitsdienst an: „Könnt ihr euch um die Person kümmern oder eine Airline anrufen? Wir haben hier jemand, der hat offensichtlich kein Ticket und klingt ein bisschen verwirrt.“ Manchmal können wir weiterhelfen, manchmal nicht. Aber in meinen Augen ist ganz gut, wenn Leute denken, wir fragen mal die von der Kirche. Das ist ein Bild von Kirche, das wir nach außen tragen dürfen.

Das sind also sehr verschiedene Menschen und Situationen. Was fällt sonst noch alles unter die Aufgaben der Flughafenseelsorge?

Viele schöne Dinge. Wir feiern Gottesdienste: sonntags um zehn hier einen katholischen Gottesdienst. Das ist eine verlässliche Sache. Da kommen mal Mitarbeitende, mal Reisende, mal mehr, mal weniger: Menschen, die froh sind, unterwegs oder eben in ihrer Frühstückspause ein Stück Glauben feiern zu können. Dann haben wir Veranstaltungen wie die Aktion „Einfach heiraten.“ Ein Paar kommt zum Beispiel zum Heiraten an den Flughafen, weil sie selbst in Stuttgart wohnen, aber die Verwandtschaft aus Bremerhaven, Berlin und München zusammenkommt. Sie dachten, Frankfurt Flughafen ist da ganz zentral, da kommt jeder gut hin. Das macht große Freude, solche Dinge zu begleiten.

Einmal im Jahr gibt es die gemeinsame Abrahamische Feier am Flughafen mit Muslimen, Juden und Christen. Das ist nach dem 11. September 2001 entstanden als ein bewusstes Zeichen, dass wir hier am Flughafen als Religionsgemeinschaften zusammen für ein friedliches Miteinander stehen und auch dafür arbeiten. Auch sonst sind wir sowohl mit dem Rabbi als auch mit dem Kollegen, der für die muslimischen Menschen hier zuständig ist, im Kontakt und unterstützen uns bei Bedarf. Dazu gehört auch Gastfreundschaft. Als die muslimischen Gebetsräume wegen Bauarbeiten geschlossen waren, haben wir unsere Räume zur Verfügung gestellt und hatten hier Gebetsteppiche, damit Menschen muslimischen Glaubens in Ruhe beten konnten. Wir schauen auch gegenseitig auf unsere Räume. So ist es dem muslimischen Kollegen aufgefallen, als in den jüdischen Gebetsräumen eine Menorah beschädigt wurde. Wir haben diese dann in Sicherheit gebracht und mit dem Rabbi dafür gesorgt, dass sie repariert wird.

Zu den Räumen gehören mehrere Kapellen am Flughafen. Vielen ist es wichtig, Kerzen anzuzünden für Menschen, die sie zurücklassen, die sie besuchen oder für ihre Reise. Davon zeugen die Gebetbücher, die wir in den Kapellen auslegen, in die viele Menschen schreiben, was sie bewegt, was sie vor Gott bringen.

Es kommen am Frankfurter Flughafen auch Menschen an, die um Asyl bitten. Diese kommen teilweise in eine Flüchtlingsunterkunft am Flughafen. Da unterstützen eine evangelische Pfarrerin und eine Kollegin



Kapelle im 2026 eröffneten Terminal 3 des Frankfurter Flughafens

von mir, eine katholische Gemeindereferentin, die Betreuung. Auf der anderen Seite, wenn Menschen nach einem erfolglosen Asylverfahren abgeschoben werden, engagiert sich Kirche im Monitoring, vertreten durch einen Kollegen katholischerseits über die Caritas und eine Kollegin evangelischerseits über die Diakonie, die in der Abschiebungsbeobachtung arbeiten. Als Leiter der katholischen Flughafenseelsorge bin ich im „Forum Abschiebebeobachtung“ beratend tätig. Das ist ein Feld, in dem die Gespräche schwieriger werden, weil die Zahl der Abschiebungen enorm gestiegen ist unter politischem Druck. Da gibt es Einzelschicksale, bei denen man sich nach der Sinnhaftigkeit des Systems fragt, bei aller Rechtmäßigkeit, die es hat.

Wie würdest du das Selbstverständnis der Flughafenseelsorge beschreiben, auch im Vergleich zu ihren Anfängen?

Früher waren wir bei der Kapelle und in den Büros, und Leute kamen. Heute finden nicht mehr so viele Leute den Weg zu uns, weil es eine geringere kirchliche Identifikation gibt. So ziehen wir jetzt die leuchtend gelbe Weste an, auf der „Flughafenseelsorge“ steht, und drehen einfach mal eine Runde durch den Flughafen. Und man wird angesprochen. Das sind ganz oft Kleinigkeiten: Auskünfte, etwa nach Trinkwasserstationen, einer Apotheke, dem Weg zum Gate. Wir haben dann die Möglichkeit, einfach zu sagen: „Ich gehe da jetzt mit Ihnen hin.“ Die Leute sind dann häufig ganz erstaunt, dass man für zehn Minuten mit ihnen unterwegs ist, weil der Weg vielleicht schwierig zu erklären ist. Wenn ich das jetzt in einen theologischen Satz gießen müsste, ist das Selbstverständnis von Flughafenseelsorge: Wir sind hier am Flughafen, um Gottes Liebe Mensch werden zu lassen. Wir sind die, die Zeit haben für Anliegen in einem breiten Verständnis von Seelsorge.

Im März kamen Evakuierungsflüge aus der Golfregion, als der Krieg anging; letztes Jahr aus dem Libanon, aus Israel, aus dem Gaza-Streifen, wenn Deutsche ausgeflogen werden über das Auswärtige Amt. Dann kommen die Menschen hier an und wir empfangen sie am Kofferband. Manche fangen dort erstmal an zu weinen, weil sie merken, dass sie jetzt in Sicherheit sind. Da fällt so viel Druck ab. Dann sind wir da, um zu trösten, oder dafür, dass Menschen ihre Geschichte erzählen und dadurch überhaupt erst realisieren können, was geschehen ist. Manchmal braucht es Information, worauf zu achten ist in der Zeit nach so belastenden Situationen. Für andere ist es einfach schön, wenn jemand da ist, mit Getränken und Süßigkeiten bereitsteht und sie willkommen heißt.

Was sind die persönlichen Voraussetzungen für eine ehrenamtliche Mitarbeit in der Flughafenseelsorge?

Die Ehrenamtler – katholisch wie evangelisch – sind sehr unterschiedliche Menschen. Oft sind es Menschen, die in der Pension nach einer sinnvollen Aufgabe suchen, inzwischen aber auch ganz junge Menschen, Menschen mit einem normalen Job. Es sind Leute, die erstmal grundsätzlich ein Interesse daran haben, andere zu unterstützen oder auf sie zuzugehen. Sie tun das, weil sie glauben, dass die Welt einfacher wird, wenn wir aufeinander schauen und nicht jeder nur auf sich selbst. Gut ist es immer, verschiedene Sprachen zu sprechen bei so vielen Nationalitäten hier am Flughafen. Aber man findet immer irgendwie eine Form zu kommunizieren, notfalls mit Google Translate. Man muss sich darauf einlassen können, dass manchmal Dinge passieren, die sehr spontanes Eingreifen erfordern. Krieg wirkt sich sofort auf den Flughafen aus, weil

Menschen ausgeflogen werden und hier ankommen. Es braucht eine Gesprächsbereitschaft oder vielleicht noch mehr eine Zuhörfähigkeit. Dafür gibt es auch Handwerkszeug. Wichtig ist, dass man bereit ist, an und mit dieser Aufgabe zu wachsen.

Inwieweit siehst du den Flughafen als einen spirituellen, kirchlichen Ort?

Der Flughafen ist wirklich ein symbolischer Ort. Mit der Frage, was wir der Welt als Kirche geben können, lässt sich hier sehr gut experimentieren. Es ist ein sehr spiritueller Ort. Das merke ich daran, was Leute in die Gebetbücher reinschreiben, oder in Gesprächen. Über die Hälfte der Passagiere sind Umsteiger, die vielleicht plötzlich fünf Stunden Zeit haben, mal nachzudenken, auch über wesentliche Dinge des Lebens. Für mich ist es spannend, Menschen aus Strömungen innerhalb der Kirche zu begegnen, mit denen ich nicht so viel anfangen kann, und mit denen im Gespräch zu sein: vom Opus-Dei-Priester bis zu den Freikirchlichen. Nicht, um mit ihnen einer Meinung zu sein, aber zum Abschluss können wir oft gemeinsam ein Gebet sprechen, auch in unserer Unterschiedlichkeit. Es gibt einen Gedanken, der mich schon lange begleitet: Gott ist nicht im Entweder-Oder, sondern im Sowohl-Als-Auch. Das ist mir im Studium klar geworden und hat sich an ganz unterschiedlichen Stellen immer wieder für mich gezeigt. Klar, schwierig wird es, wenn die Dinge ausgrenzend werden. Das ist der Punkt, an dem man wirklich widersprechen muss. Jeder darf hier entscheiden, mit wem er zusammen betet. Wenn mich die Art und Weise, wie da gerade Eucharistie gefeiert wird, nicht anspricht, dann muss ich warten oder mir eine der anderen Kapellen suchen. Jeder darf hier sein und auch daran merke ich, der Flughafen ist ein spiritueller Ort. Auch durch Begegnungen, die hier geschehen, mit Ordensmännern, Priestern, Ordensfrauen, Repräsentanten aus der Kirche verschiedenster Couleur, aber eben auch durch Pilger von der Jugendgruppe bis zum Seniorenausflug, hat sich mein Bild von Kirche unglaublich verbreitert. Das kann nebeneinander und miteinander in der Kirche Platz haben.

Wie hat deine Arbeit in der Flughafenseelsorge dein theologisches Nachdenken und deinen Blick auf Kirche und Pastoral in der Gegenwart verändert?

Ich glaube, wir müssen wieder viel mehr Kirche für andere sein. Wir sind so sehr mit uns selbst beschäftigt, dass die Nächsten wenig Platz haben. Da ist der Flughafen ein gutes Experimentierlabor. Hier kommen wir in Kontakt mit Menschen unterschiedlichster Bedürfnisse und haben Möglichkeiten, Verschiedenes auszuprobieren, damit dieser Ort hier, der Flughafen, ein menschlicherer Ort wird. Was können wir dieser säkularen Welt geben, um auch für uns selbst zu merken: „Es ist gut, dass wir hier sind. Es ist eine sinnvolle Existenz“? Wir müssen kirchlich mehr Diakonie wagen. Auch deshalb kommen Ehrenamtliche hierher, weil man hier anderen Menschen auf sehr einfache Art hilfreich sein kann. Das mag einem sehr klein vorkommen. Und es ist trotzdem ein religiöses Ding, weil wir es tun aus unserer Motivation heraus, die eine christliche ist.

”

Mit der Frage, was wir der Welt als Kirche geben können, lässt sich hier sehr gut experimentieren.

STIMMEN
DER ZEIT



JESUITEN
in Zentraleuropa

Weil kluge Gedanken klare Standpunkte brauchen

Die »Stimmen der Zeit« stehen klar in einer christlich-kirchlichen Tradition, in einer deutlich reformorientierten Ausrichtung, thesenstark und diskussionsfreudig.

Es zählen die Qualität und die Klugheit der Argumente.

Inhaltliche Schwerpunkte sind drei Grundanliegen der Jesuiten: Gerechtigkeit, Spiritualität, Bildung.



»Ich schätze die ›Stimmen der Zeit‹, da in ihren Beiträgen von den Autor*innen über den Tellerrand hinausgeblickt wird und eine Vielfalt an Stimmen ihren Platz findet.«

Kerstin Schlögl-Flierl, Mitglied des Deutschen Ethikrates, Moraltheologin



»Die ›Stimmen der Zeit‹ bieten ein ›best of‹ aus Kultur, Philosophie, Politik und Religion. Immer aktuell, aber immer auch mit überraschenden Themen, auf die ich nicht gekommen wäre. Kirchlich engagiert, aber in guter Distanz zu kirchlicher Nabelschau; spirituelle Impulse für Intellektuelle und für gläubige Seelen.«

Margareta Gruber OSF, Franziskanerin, Professorin für Neutestamentliche Exegese und Biblische Theologie



Zwei
Ausgaben
gratis
testen!

Gratis-Ausgaben anfordern: www.stimmen-der-zeit.de

Kontakt: Verlag Herder, 79080 Freiburg,

E-Mail kundenservice@herder.de

Tel. +49 761 2717-200

Was Absolvent:innen der Hochschule ins Stammbuch schreiben

von Bernhard Emunds

Wie andere universitäre Einrichtungen so hat auch die Hochschule Sankt Georgen einen Ausschuss für Qualitätssicherung. Dieser hat sich vor allem der Aufgabe angenommen, die Module des Magister:Magistra Theologiae- und des berufsbegleitenden Bachelorstudiengangs zu evaluieren. Die Evaluationsergebnisse werden an die sogenannten Modulkonferenzen, in denen die an einem Modul beteiligten Lehrkräfte kooperieren, übermittelt. Dort regen sie Weiterentwicklungen der Lehre in den Modulen an. Jenseits der Einzelmodule ist für eine gute Qualitätssicherung natürlich auch die Frage bedeutsam, wie das Studium in Sankt Georgen insgesamt wahrgenommen wird. 2025 hat sich der Ausschuss dafür entschieden, diese Frage so anzugehen, dass ehemalige Sankt Georgener danach gefragt werden, wie sie auf ihre Zeit an der Hochschule zurückblicken. Dabei sollte der Rückblick aus etwas Abstand heraus erfolgen. Deshalb wurden im Sommer und Herbst

2025 jene Studierenden angeschrieben, die nach 2017, aber vor dem Herbst 2022 in Sankt Georgen ihr grundständiges Studium abgeschlossen hatten.

Positiv reagiert und (fast) alle Fragen der online durchgeführten Evaluation beantwortet haben 25 Absolvent:innen und Absolventen des Magister:Magistra Theologiae-Studiengangs. Diese Rückmeldungen werden hier rekapituliert. Von den 25 Magistri und Magistae Theologiae haben drei Viertel mindestens acht Semester an der Offenbacher Landstraße studiert, also vermutlich – abgesehen von zwei auswärtigen Semestern – das gesamte Theologiestudium in Sankt Georgen absolviert. Aus den Antworten ergibt sich, dass von den 25 Evaluationsteilnehmer:innen zumindest drei heute in Orden leben und sechs Weltpriester geworden sind. Jeweils mindestens zwei sind als Pastoralreferent:innen, als Lehrer:innen, in kirchlichen Organisationen und in privatwirtschaftlichen Un-

ternehmen tätig. Fast alle wechselten nach dem Abschluss an der Hochschule sofort in den Beruf oder fanden sehr schnell eine ihrem Qualifikationsniveau entsprechende Erwerbstätigkeit. Sechs Teilnehmer:innen geben weitere Studienabschlüsse an – überraschenderweise alle im sozialwissenschaftlichen Bereich. Mindestens vier schreiben derzeit an einer Dissertation.

Das zentrale Ziel der Befragung bestand darin, von den Absolvent:innen und Absolventen in Erfahrung zu bringen, worin sie Möglichkeiten einer Verbesserung des Studiums in Sankt Georgen sehen. Umso überraschter war der Ausschuss, wie positiv die Antworten der 25 Evaluationsteilnehmer:innen ausfielen. Dennoch gab es auch ein paar Defizitanzeigen, die wir als Indikatoren verstehen, wo es „noch Luft nach oben“ gibt, welche Entwicklungspotenziale die Hochschule bei der Ausrichtung und Organisation des Theologiestudiums hat.

In den Fragen, die eher auf das „Gesamtpaket“ des Studierens in Sankt Georgen zielen, ist der positive Tenor der Antworten besonders ausgeprägt. So waren alle Teilnehmer:innen der Meinung, dass das Studium „aus heutiger Sicht sinnvoll“ gewesen sei. Etwa drei Viertel von ihnen gaben auch an, dass sie das Studium gut auf ihren gegenwärtigen Beruf vorbereitet habe. Etwa neun von zehn Absolvent:innen würden das Studium in Sankt Georgen weiterempfehlen. Positiv hervorgehoben werden besonders die persönliche Atmosphäre, der gute Draht zu den Professor:innen, die enge Begleitung durch diese – wobei es vereinzelt auch Stimmen zu den Schattenseiten gibt: mangelnde Diversität, Sozialkontrolle und geringe Studierendenzahlen, was nicht nur das Studierendenleben beeinträchtigt, sondern auch kaum dazu herausfordere, im Studium selbständig zu werden. Gelobt werden dagegen die „hohe Qualität der Lehre“, die „Verbindung zwischen

Mensa



Theologiestudium und eigenen spirituellen Entfaltungsmöglichkeiten“ oder eine „große Offenheit und Liberalität“.

Bei den in Sankt Georgen erworbenen Kompetenzen werden durchweg die intellektuellen Fähigkeiten besonders hervorgehoben: die Reflexionsfähigkeit und – mit unterschiedlichen Zusätzen versehen – das selbständige Denken: „rationales“, „logisches und strukturiertes“, „verknüpftes“ oder „kritisches und analytisches Denken“. Die Absolvent:innen halten sich für „theologisch sprachfähig“ und sehen sich in der Lage, „praktisch-theologische Fragestellungen intellektuell verantwortet zu beantworten“ sowie als Theolog:in „auf die Fragen der Zeit einzugehen

”

Das Theologiestudium macht einen zum Allrounder und kann, wenn es frühzeitig und richtig kombiniert wird, sehr vielfältige Chancen bieten.

und nach Antworten zu suchen“. Aber auch „Empathievermögen“, „Freude am Vernetzen“ und einen „geschulten psychologischen und soziologischen Blick“ habe man aus Sankt Georgen mitgenommen.

Auf welche Kompetenzen sollte die Hochschule in Zukunft mehr Wert legen? Hier hätten sich drei Evaluationsteilnehmer:innen gewünscht, dass das eigenständige Erarbeiten theologischer Positionen und „generell Selbstständigkeit“ mehr gefördert worden wäre. Drei andere forderten dagegen eine „klarere Dogmatik“, eine stärkere

Betonung des Glaubens und dass die Studierenden „auch im rechten Gehorsam, sentire cum ecclesia und Respekt vor der Tradition geformt werden“. Aber das sind Einzelstimmen.

Verbreitet dagegen ist der Vorschlag, dass die Hochschule die „praktische Anwendbarkeit theoretisch vermittelter Inhalte“ stärker im Blick haben und mehr Wert auf die Vermittlung praktischer Kompetenzen legen soll. „Konfliktmanagement“ und „soziale Interaktion“, „Leistungs-“ und „Medienkompetenz“ werden unter anderem genannt. Insgesamt wäre es gut, wenn das Studium an der Offenbacher Landstraße „praxisbezogener, interdisziplinärer und internationaler ausgerichtet“ würde.

Der breit geäußerten Aufforderung, mehr praktische Kompetenzen zu vermitteln, entsprechen auch viele der Inhalte, die nach Meinung der Befragten im Studium zusätzlich vorkommen oder umfassender berücksichtigt werden sollten. Beispiele sind „Gesprächsführung“, „geistliche Begleitung“, „pastorales Leiten“ und „Schutzkonzepte im Bereich Prävention“. Andere haben eine „kritische Auseinandersetzung mit dem Staat Israel in Bezug auf Volk Gottes und Zionismus“ oder „interkulturelle und postkoloniale Theologien“ vermisst, verweisen auf „Perspektiven rund um Diskriminierung, Vielfalt und soziale Gerechtigkeit in Zusammenarbeit mit NGOs, kirchlichen Vereinen und Gemeinden“ oder schlagen „ein verpflichtendes Praktikum außerhalb kirchlicher Strukturen“ vor.

Bei der Evaluation der Formen des Studiums gibt es neben viel Lob auch den Hinweis, dass das Studium in Sankt Georgen „sehr klassisch“ in Vorlesungen und Seminaren „organisiert“ ist: „Es hätte kreativ experimenteller sein können.“ Besonders verbreitet ist hier die Klage über die vielen mündlichen Prüfungen – unter anderem, weil sie kaum persönliche Schwerpunktsetzungen zulassen und ggf. das Bulimielernen fördern.

Zum Abschluss dieser Zusammenfassung der Evaluationsergebnisse sollen drei Magistri bzw. Magistrae Theologiae ausführlicher zu Wort kommen. Auf die Frage nach bedeutsamen Kompetenzen, die künftig an der Hochschule stärker gewichtet werden sollten, antwortete ein:e Absolvent:in mit der Aufforderung, das „Wissen für einen breiten gesellschaftlichen Diskursraum anwendbar zu ma-



Spiegelwand der Mensa

chen und zu erkennen, wie dieses wertvolle Wissen interdisziplinär angeboten werden kann. Mir scheint, dass wir als Theolog:innen oft zu schüchtern sind, größer zu denken und uns auch in Räume hineinzubegeben, die auf den ersten Blick nicht klassisch ‚theologisch-kirchlich‘ zu sein scheinen. Mir scheint, dass wir deutlich mehr anzubieten haben, als wir gelegentlich meinen. Hier würde ich uns mehr Mut und Selbstvertrauen bei gleichzeitiger Neugier und Offenheit wünschen.“

”

Es hätte kreativ experimenteller sein können.

Auf die Frage an die Absolvent:innen, warum sie ggf. ein Studium weiterempfehlen würden, antwortete ein:e Teilnehmer:in: „In Sankt Georgen habe ich kritisches Denken und Reflektieren im Austausch mit anderen erlernt, und wie ich mich immer wieder in neue Themen eigenverantwortlich einarbeiten kann. Ich habe gelernt, eigene Haltungen formulieren und begründen zu können.

Das Theologiestudium macht einen zum Allrounder und kann, wenn es frühzeitig und richtig kombiniert wird, sehr vielfältige Chancen bieten. Ich schätze am Studium, dass es tiefere Sinnhorizonte und Koordinaten aufzeigt, die in der heutigen Kommodifizierung universitärer Bildungssysteme oft unangetastet bleiben.“

Und schließlich findet sich in der Rubrik „Was ich zum Studium in Sankt Georgen insgesamt noch sagen möchte“ der folgende Eintrag: „Ich bin dankbar für mein Theologiestudium und die Perspektiven, die sich daraus für mich ergeben haben. Leider nehme ich es zugleich als Paradox wahr, dass mich das Studium zu einer kritischen Denkerin ausgebildet hat, die katholische Kirche sich gleichzeitig aber schwer damit tut, wenn eben jene Talente und erlernten Fähigkeiten praktische Anwendung finden und zur Emanzipierung ihrer Schüler:innen führen, sodass diese sich anderen Lebens- und Wirkungsbereichen zuwenden, um eben jenes Wissen fruchtbar zu machen.“

Zur Person

Prof. Dr. Bernhard Emunds ist Professor für Christliche Gesellschaftsethik und Sozialphilosophie und leitet das Oswald von Nell-Breuning-Institut für Wirtschafts- und Gesellschaftsethik an der Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main.

Veranstaltungen, Tagungen und besondere Ereignisse

Ein Rückblick

zusammengestellt von Franz-Jakob Quirin

Exkursionen zum jüdisch-christlichen Dialog

Im Rahmen des Proseminars „Methoden biblischer Exegese“ unter der Leitung von Dr. Johannes Roth OFM waren Studierende am 5. Februar 2026 in Mainz, um sich anhand der durch den Künstler Marc Chagall gestalteten Fenster in der Kirche St. Stephan mit jüdisch-christlichem Dialog auseinanderzusetzen. Der Mainzer Alttestamentler Prof. Thomas Hieke erklärte, wie der Mainzer Pfarrer Klaus Mayer Chagall dafür gewann, die Fenster mit den verschiedenen biblischen Motiven von 1978 an zu gestalten. Der Freundeskreis Sankt Georgen hat die Exkursion finanziell unterstützt.

Zwei Tage darauf, am 7. Februar, besuchten Studierende unterschiedlicher Semester unter der Leitung von Dr. Johannes Roth OFM einen Gottesdienst in der orthodoxen Westend-Synagoge in Frankfurt. Während der dreistündigen Liturgie gab der Gabbai bzw. Schammes den Gästen wertvolle Hinweise, die verschiedenen Abläufe der jüdischen Liturgie kennenzulernen.

Internationale Sommerschule auf den Philippinen

Vom 20. Februar bis 8. März nahmen sieben Studierende der Hochschule an einer internationalen Sommerschule auf den Philippinen teil. Organisiert wurde die Sommerschule mit dem Thema „Theology and Mission in a Globalized Christianity – Experiential Learning in the Philippines“ vom Institut für Weltkirche und Mission unter der Leitung von Prof. Markus Lubert SJ und Dr. Roman Beck in Zusammenarbeit mit der Hochschule.

In der ersten Woche lebten die Studierenden zu einer „Exposure“-Phase im Fischerdorf Bolo Beach in der Diözese Alaminos, einem Partnerbistum des Bistums Limburg. Neben dem Alltagsleben und dem Fischen auf See konnten sie so auch Einblicke in die Lebensverhältnisse und infrastrukturellen Herausforderungen gewinnen. Zugleich erfuhren sie, wie der christliche Glaube gelebt und kirchliches Leben vor Ort gestaltet wird. Dazu gehörte unter anderem die Teilnahme an der Gründung einer Basic Ecclesial Community (BEC) im Fischerdorf, die sich nachbarschaftlich organisiert, um den Glauben im Alltag durch Bibellesung, Gebet und caritatives Engagement zu leben. Außerdem konnte die Gruppe mit den Gastgebern,

Bischof Napoleon Sipalay OP und Generalvikar Melchor Braga, in Bolo Beach Eucharistie feiern und so einen Einblick in die liturgische und pastorale Praxis erhalten.

Die „Inclosure“-Phase der zweiten Woche verbrachte die Gruppe an der Loyola School of Theology der Ateneo de Manila University, einer jesuitischen Universität, die zu den vier größten Universitäten auf den Philippinen zählt. Die gesammelten Erfahrungen der „Exposure“-Phase konnten so wissenschaftlich reflektiert werden, um Perspektiven interkultureller Theologie angesichts einer globalisierten Welt zu entwickeln. Dabei trafen die Sankt Georgener Studierenden auch Studierende der Veranstaltungen von P. Lubert, der bereits seit Januar als Gastdozent an der Loyola School of Theology lehrte. Insbesondere durch den direkten Austausch und Aufenthalt vor Ort wurden so Themen wie Postkolonialität, ökologische Mission, Pentekostalismus und charismatische Erneuerung als relevante Themen pastoralen Handelns deutlich. Auch Fragen nach Sozialpastoral und Synodalität wurden vor dem Hintergrund der vielfältigen Erfahrungen unter anderem in den BECs diskutiert.

Finanziell unterstützt wurde die Teilnahme der Studierenden an der Sommerschule durch ein PROMOS-Stipendium des DAAD und die Heimatbistümer, um die weltkirchliche Qualifikation des theologischen Nachwuchses zu fördern.

Hochschulrektor gratuliert dem Universitätspräsidenten zur Wiederwahl

Hochschulrektor Prof. Wolfgang Beck hat am 25. Februar 2026 dem Präsidenten der Goethe-Universität Frankfurt, Prof. Enrico Schleiff, herzlich zu seiner Wiederwahl für eine weitere Amtszeit gratuliert. Prof. Beck betonte zugleich seine Hoffnung auf die Fortsetzung und Vertiefung der begonnenen Zusammenarbeit zwischen beiden Hochschulen.

Mitwirkung von Prof. Specker SJ an Arbeitshilfe der DBK zu christlich-muslimischen Beziehungen

Im Rahmen der Frühjahrs-Vollversammlung 2026 der Deutschen Bischofskonferenz wurde die neue Arbeitshilfe „Christlich-muslimische Beziehungen in Deutschland“

vorgestellt. Darin werden gewachsene Dialogbeziehungen zwischen Christen und Muslimen in Deutschland benannt und zugleich auf bestehende Konfliktpotenziale hingewiesen. In der Arbeitsgruppe war auch Prof. Tobias Specker SJ beteiligt, der im Rahmen der Vorstellung der neuen Arbeitshilfe betonte, dass der Islam weder mit Gewalt und Terrorismus gleichgesetzt, noch „Differenzen und echte Infragestellungen“ durch eine „oberflächliche Betonung der Gemeinsamkeit“ übergangen werden dürften. Als Merkmal der neuen Arbeitshilfe gegenüber einer einfachen Auflistung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden nannte er den Aspekt „Beziehung“ als „Leitkategorie“ des Dokuments.

Wahl von Heiner Wilmer zum Vorsitzenden der DBK und zum Bischof von Münster

Am 24. Februar 2026 wurde Bischof Dr. Heiner Wilmer SCJ für sechs Jahre zum Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz gewählt. Als Bischof von Hildesheim vertritt er eine der Trägerdiözesen der Hochschule Sankt Georgen. Die Hochschulgemeinschaft hat ihm zu diesem Vertrauensbeweis der Bischöfe gratuliert. Am 26. März wurde Heiner Wilmer dann zum Bischof des Bistums Münster ernannt. Die Hochschule dankt für die vertrauensvolle Zusammenarbeit und Unterstützung und wünscht ihm für beide neuen Aufgaben alles Gute und Gottes Segen.

Preise für Studierende

Der Förderpreis des Freundeskreises Sankt Georgen wurde zu Beginn des Sommersemesters an Christian Winkhold verliehen. In einem kurzen Vortrag präsentierte er seine Magisterarbeit „Teilnahme am Kult der zeitenlosen Ewigkeit. Die Benediktinerinnenabtei Mariendonk und ihr Offizium als ein Ort der monastischen liturgischen Erneuerung“. Der DAAD-Preis ging in diesem Jahr an Santosh Rajan Santhakumari, der sich besonders im Kreis der internationalen postgradualen Studierenden engagiert. Darüber hinaus konnten dank großzügiger Spenden von Privatpersonen und Unternehmen vier Deutschlandstipendien an Studierende im Magisterstudium vergeben werden.

Sankt Georgener Abendgespräche

Den Auftakt der Sankt Georgener Abendgespräche im Sommersemester bildete am 22. April 2026 die Feier des 35-jährigen Bestehens des Hugo von Sankt Viktor-Instituts mit dem Abendgespräch „Vom Nutzen und Nachteil der Mediävistik für die heutige Theologie“. Es wurde von Prof. em. Rainer Berndt SJ und Dr. Karin Ganss aus dem Institut zusammen mit Dr. Niccolò Steiner SJ vom Lehrstuhl für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit vorbereitet. Prof. Eva Schlottheuber (Heinrich-Heine-Universität, Düsseldorf) und Dr. Krijn Pansters (Universität Tilburg) hielten kurze Vorträge und kamen schließlich am Podium mit Dr. Ralf Stammberger (Bereichsleitung „Pastoral und Bildung“, Bistum Limburg) ins Gespräch.

Am 6. Mai 2026 fand zum Thema „Pastorale Ausbildung heute weiter denken“ das Abendgespräch anlässlich des 100-jährigen Bestehens des Priesterseminars statt. Sr. Christine Klimann sa, Pastoralpsychologin am Priesterseminar und Berufungscampus, sowie Spiritual P. Dag Heinrichowski SJ moderierten das Podiumsgespräch mit Anne Hermanns-Dentges (Gemeindereferentin Bistum Aachen), Pfr. Tobias Sellenschlo (Referatsleiter „Pastorales Personal“, Erzbistum Hamburg) und Tim Adam (Student und Seminarist). Seminarleiter P. Axel Bödefeld SJ begrüßte die zahlreichen Gäste, unter anderem viele Kolleginnen und Kollegen in Verantwortung für pastorale Ausbildung.

Unter dem Thema „Vom rechten Gebrauch der Macht. Die Verantwortung theologischer Reflexion angesichts von Missbrauch und Safeguarding“ kamen am 24. Juni 2026 Prof. Annette Langner-Pitschmann (Goethe-Universität, Frankfurt) und Prof. Hans Zollner SJ (Universität Gregoriana, Rom) ins Gespräch und erörterten, welchen Einfluss Machtmissbrauch und sexualisierte Gewalt im kirchlichen und theologischen Kontext haben, da Religion persönliche Verletzbarkeit berührt und geistliche Traditionen sowohl Schutzräume als auch Gefährdungen schaffen können.



Mauer von Sankt Georgen, neu gestaltet von Viacheslav Balabaiev

Vernissage des Kunstprojekts an der Mauer

Zu Beginn des Sommersemesters 2026 wurde das Kunstprojekt an der Campus-Mauer fertiggestellt. Beim Festakt zur Eröffnung des Semesters kamen P. Niccolo Steiner SJ und der ukrainische Künstler Viacheslav Balabaiev (farbaholix) ins Gespräch über das Kunstwerk an der Mauer des Campus, das in den vergangenen Monaten entstanden war. Balabaiev erläuterte, dass sich das Werk – ähnlich den dargestellten floralen Motiven – in einem fortwährenden Wachstumsprozess befinde. Auch neue künstlerische Möglichkeiten, etwa durch den Einsatz sich weiterentwickelnder KI-Technologien, seien in die Arbeit eingeflossen. Durch die Verbindung von künstlerischem Ausdruck und institutionellem Selbstverständnis leistet das Projekt einen Beitrag zur Sichtbarkeit des Jubiläumsgedankens im öffentlichen Raum und schafft zugleich einen neuen visuellen Bezugspunkt auf dem Campus.

Kooperationsvereinbarung mit der theologischen Fakultät San Pablo in Cochabamba (Bolivien)

Am 10. Juni hat Prof. Wolfgang Beck als Rektor der Hochschule eine Rahmenvereinbarung mit der Katholischen Universität Boliviens unterzeichnet. Damit wird die Grundlage für unterschiedliche Formen der wissenschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit zwischen Sankt Georgen und der Theologischen Fakultät San Pablo in Cochabamba gelegt. Studierende sollen so künftig im jeweils anderen Land Lehrveranstaltungen sowohl im Grund- als auch im Postgraduiertenstudium absolvieren können. Die Rahmenvereinbarung bietet auch die Grundlage für einen gegenseitigen Lehr- und Forschungsaustausch.

MainStudy

Vom 15. bis 18. Juni waren wieder philosophische und theologische Lehrveranstaltungen sowie Sprachkurse für Interessierte geöffnet, um im Rahmen von MainStudy das Hochschulleben kennenzulernen und mit Studierenden und Lehrenden über das Studium, die Hochschule und individuelle Fragen in Austausch zu kommen.

Festakte für Prof. Dieter Böhler SJ und Prof. Josef Schuster SJ

Zum Ende des Sommersemesters 2026 ehrte die Hochschulgemeinschaft zwei langjährige Sankt Georgener Professoren. Zum 65. Geburtstag des Professors für alttestamentliche Exegese Dieter Böhler SJ hielt die Judaistin Prof. Susanne Talabardon (Bamberg) am 10. Juni 2026 den Vortrag „Als Leuchte meinem Fuße ist dein Wort / und ein Licht für meinen Pfad (Ps 119,5-Tur-Sinai)“. Prof. Andreas Bieringer, Dr. Edwin Rodrigues SJ und Prof. Ludger Schwienhorst-Schönberger überreichten als Herausgeber sodann an Dieter Böhler eine Festschrift mit dem Titel „Am Morgen hörst Du meine Stimme“. Die Veranstaltung ging in ein Grillfest für die Campusgemeinschaft über, bei dem zahlreiche Kollegen und Weggefährten dem Jubilar gratulieren konnten.

Ebenfalls gut besucht war der Festakt am 23. Juli zum 80. Geburtstag des emeritierten Moralthologie-Professors Josef Schuster SJ. Zu rechtlichen und ethischen Perspektiven auf die medizinische Vorsorgeplanung hielten Prof. Wolfram Höfling (Köln) und Prof. Kerstin Schlögl-Flierl (Augsburg) Impulsvorträge, die in ein interdisziplinäres Gespräch mündeten.

Wechsel im Rektorenamt

Im Wintersemester 2026/27 kommt es zu einem turnusmäßigen Wechsel im Rektorat. Prof. Stephan Herzberg wurde zum Hochschulrektor gewählt, Prof. Melanie Peetz zur Prorektorin – als Nachfolger von Prof. Wolfgang Beck und Prof. Bernhard Emunds. Prof. Beck wurde zum 1. Oktober als Professor für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an die Universität Erfurt berufen.

Suchend vor Gott

Studieren zwischen Sehnsucht und Berufung

von Rebecca Hafner

Wer bin ich? Was will Gott von mir? Und wohin mit meiner Sehnsucht? Diese und viele andere Fragen sind es, die junge Menschen bewegen, wenn sie ein Theologiestudium beginnen und weiterführen. Die Zeit des Studiums ist für viele ein spannender Lebensabschnitt voller neuer Lebens- und Glaubensfragen. Neue Freundschaften entstehen, alte Freundeskreise lösen sich auf, Lebenswege trennen sich, neue Optionen tun sich auf. Eine Zeit des Ausprobierens und eine Zeit, sich selbst neu und anders kennenzulernen. Auch wer in einer späteren Lebensphase mit einem Theologiestudium beginnt, bringt meist viele Fragen mit und ganz viel Sehnsucht.

Neben dem Studium bietet die Geistliche Ausbildung in Priesterseminar, Zukunftswerkstatt und Mentorat in Sankt Georgen einen Ort, an dem diese persönlichen Fragen zu Wort kommen können. Auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit theologischen Themen kann neue geistliche Fragen aufwerfen, widersprüchliche Gefühle, die in einem geschützten Rahmen ausgesprochen werden wollen. Ganz getreu dem Motto der Hochschule „*pietati et scientiae* – Der Frömmigkeit und der Wissenschaft“ treten beide in einen fruchtbaren Dialog ein.

Ignatius von Loyola inspiriert das Leben, Beten und Studieren in Sankt Georgen. In seinen Geistlichen Übungen ermutigt er, Gott in allen Dingen zu suchen und zu finden, und immer nach dem Magis, dem mehr an Leben, Lebendigkeit und der größeren Ehre Gottes zu suchen. Gerade diese Suche nach dem Mehr, nach der je eigenen Berufung ist es, die viele Studierende umtreibt. Exerzitien, Geistliche Begleitung und das persönliche Gebet eröffnen Räume, wo dieser Frage nachgegangen werden kann, zum Beispiel in der Unterscheidung der Geister. Bei welcher Entscheidung empfinde ich Trost, wo wird mir leicht ums Herz? Was macht mich eng und unfrei? Ziel einer geistlichen Ausbildung ist dabei immer, dass die Person eine persönliche und freie Entscheidung trifft, die ihrer eigenen Persönlichkeit entspricht, die sie mehr zu dem Menschen macht, als der er oder sie von Gott gewollt und geschaffen ist. Um dorthin zu finden, muss ich mich aber selbst erst als gewollt und angenommen erfahren.

Als Seelsorgerinnen und Seelsorger ist unser wichtigstes Instrument die eigene Person. Nur so können wir in

Beziehung treten. Deshalb ist es umso wichtiger, sich selbst genau zu kennen. Ein sicherlich lebenslanger Prozess. Wie bin ich geworden, wer ich heute bin? Wo sind meine Grenzen und Begrenzungen? Was macht mich wirklich lebendig? Das eigene Menschsein, mit aller Bedürftigkeit und Schwäche, aber auch mit aller Schönheit und Kostbarkeit anzunehmen, ist sicherlich eine der schwersten und zugleich lohnenswertesten Aufgaben. Das geht am besten in Gemeinschaft. Der Austausch mit anderen lässt wachsen. Manchmal ist es hilfreich zu merken, dass ich nicht die Einzige bin, die zweifelt, anders denkt, nicht versteht. Und manchmal ist gerade die Auseinandersetzung mit demjenigen, der eine ganz andere Meinung hat, das, was mich wachsen lässt. Wenn ich ganz im ignatianischen Sinn versuche, die Meinung des anderen eher zu retten als sie zu verurteilen, können sich neue Perspektiven auf tun. Ignatius selbst ist durch einen intensiven Veränderungsprozess gegangen und hat dabei zu einer Indifferenz gefunden, einer inneren Freiheit, das eine nicht mehr zu wollen als das andere, und in dieser Haltung sich senden zu lassen.

Unsere Welt ist voller Unsicherheiten und Unklarheiten, gerade für junge Menschen. Auch der Glaube bietet keine einfachen Antworten an. Zweifel, Krise und Neuanfang gehören zu den Grunderfahrungen des Glaubens. Glaube aber kann ermutigen, die Fragen aushalten zu lernen, die Suche nicht ruhen zu lassen, die Sehnsucht nicht einschlafen zu lassen, auszuhalten auch dort, wo Leben nicht gelingt, weiter zu warten und zu hoffen. Dabei gilt es, nicht bei mir selbst stehen zu bleiben, sondern hinauszugehen, gerade zu denen, die am Rande stehen: Verantwortung zu übernehmen in dieser Welt.

Das Examen, den Tagesrückblick, beschreibt Ignatius als wichtigste Gebetszeit des Tages. Der Tag darf noch einmal verkostet werden, mit allem, was war. Wo habe ich mich heute lebendig gefühlt? Wofür bin ich dankbar? Was möchte ich Gottes Wandlung hinhalten? Wichtig ist, die eigene Form der Spiritualität zu finden, vieles kennenzulernen, auszuprobieren und wieder zu verwerfen – neugierig zu bleiben auf die Spuren Gottes in meinem Leben, im Leben anderer und in dieser Welt.



Wege aus der Klausur

Zwei Geschichten von Berufung und Befreiung

von Ricarda Sophie Heymann

Die erste berühmte weibliche Flugschriftenautorin der frühen Neuzeit war Florentina von Oberweimar. Die spektakuläre Flucht der Reformationsanhängerin aus dem Zisterziensnerinnen-Kloster Helfta im Jahr 1524 fand breiten Niederschlag im propagandistischen Topos der Klosterflucht oder Klosterbefreiung der 1520er Jahre. Der Fall Florentina erregte Aufsehen und Luther nahm dies zum Anlass für seine Schrift *Ursach und Antwort, dass Jungfrauen Klöster göttlich verlassen mögen*. Florentina selbst verfasste ihre Erfahrungen unter dem Titel *Eyn Geschicht wie Got eyner Ehrbarn kloster Jungfrawen ausgeholfen hat*, welche als Flugschrift weite Verbreitung fand.

Die reformatorische Meister:innenerzählung von der Klosterflucht ist die einer Befreiung, Selbstermächtigung und Erfüllung göttlichen Willens. Charakteristisch für die propagandistische Nutzung dieser eindrücklichen Geschichte ist der Wechsel von der individuellen Lebensentscheidung hin zu einem protestantischen Paradigma, das in der Folgezeit in Gestalt zwangsweiser Klosterauflösung und der Beseitigung monastischer Lebensformen in protestantischen Ländern seinen Fortgang fand. Das allgemeine Priestertum aller Gläubigen fand darin seinen Ausdruck, dass alle Lebensformen laikalisiert wurden. Für Frauen bedeutete die Alternativlosigkeit des laikalen Lebensstandes allerdings auch die Alternativlosigkeit zur Ehe. Eindrücklich beim Blick auf die Reformation ist die Tatsache, wie schnell, wie drastisch, wie disruptiv und mit welcher Durchgriffstiefe sie die Lebenswelt der Menschen und die politische Ordnung veränderte.

Eine ganz andere Befreiungserzählung ist die von Mary Ward. Anders als Florentina entschied sie bereits als Jungendliche, Ordensschwester werden zu wollen. Nach ihrem Eintritt in ein Klarissenkloster im Jahre 1609 spürte sie die göttliche Beauftragung, für Frauen eine Gemeinschaft nach dem Vorbild der Gesellschaft Jesu zu gründen, und das bedeutete eine Lebensform als Ordensfrau ohne Klausur. Mit dieser Gemeinschaftsgründung rief sie Irritationen und Widerstand hervor: Unbegleitete Frauen in der Öffentlichkeit waren in der frühen Neuzeit nicht vorgesehen und galten als verdächtig. Die als „galoppierende Nonnen“ verschrienen Schwestern um Mary Ward verfolgten ihre Sache weiter, gründeten Schulen, erhielten

Unterstützung von Herrschaftshäusern und hatten Zulauf.

Ihr Handeln schuf Tatsachen – hierin den aktionistisch geschlossenen Priesterehen und Klosteraustritten der Wittenberger Bewegung nicht unähnlich. Im Unterschied zu den reformatorischen Flugschriftenautor:innen brauchten sie für ihr Anliegen, dies innerhalb der katholischen Kirche zu verwirklichen, allerdings einen wesentlich längeren Atem. Weder Mary Ward noch ihre Gefährtinnen erlebten, dass ihre Gemeinschaft eine päpstliche Anerkennung erhielt. Am Ende ihres Lebens mit dem anhaltenden Misserfolg ihrer Gründung konfrontiert, hatte Mary Ward das unerschütterliche Vertrauen darin, dass die Gemeinschaft die Jahrhunderte überdauern würde – unabhängig vom ausbleibenden schnellen und offenkundigen Erfolg. Nach vielen Zwischenschritten durften die Schwestern von Mary Ward erst 2004 die Satzungen des Jesuitenordens übernehmen und sich in Anlehnung an die Societas Jesu „Congregatio Jesu“ nennen.

Diese nicht ganz vergleichbaren Befreiungserzählungen nebeneinander gelegt, ließe sich vielleicht zuspitzen: Die eine Befreiung mündete zumindest für die Frauen in neue, bürgerliche Abhängigkeiten. Die andere Befreiung fand nach und nach in der Geschichte ihren Ausdruck in einer apostolischen Wirksamkeit auch von Ordensfrauen.

Zur Person

Rebecca Hafner ist Geistliche Mentorin an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen.

Ricarda Sophie Heymann ist Lizentiat-Studentin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule Sankt Georgen im DFG-Projekt „Forschungsdatenbank zu Rezeption und Nicht-Rezeption der Ekklesiologie des II. Vatikanischen Konzils in den Dokumenten der Codexrevision (1965-1983)“ am Institut für theologische Begründung des Kirchenrechts, kirchliche Rechtsgeschichte und Religionsrecht. Zuvor studierte sie Evangelische Theologie und war in unterschiedlichen Funktionen für die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau tätig.

Bild: Maria im Meditationsraum Alfred-Delp-Aula

Ortswechsel: konfrontativ und inspirierend

Exkursionen können Kontraste und Fremdheit deutlich machen und manchmal einen „Kulturschock“ auslösen. Diese Dynamik kann theologische Reflexion stimulieren. Dies ist ganz im Sinne der Grundeinsicht, dass Theologie stets die kulturelle Kontextualität berücksichtigen muss. Die bewusste Erkundung fremder Räume – etwa in der Weltkirche – kann den theologischen Horizont erweitern. Die katholische Kirche schätzt diesen interkulturellen Ansatz seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil hoch ein. Die folgenden Berichte von Studentinnen, die an Sankt Georgener Blockseminaren im Ausland teilgenommen haben, stehen exemplarisch für das theologiegenerative Potential von Umgebungswechseln.

Im Spiegel der Anderen:

Glaube und Weltkirche auf den Philippinen

Durch die Begegnung mit anderen beginnen wir oft, tiefer über unsere eigene Identität nachzudenken. Im Februar/März 2026 nahm ich an der International Summer School auf den Philippinen teil. Meine Erfahrung in Bolo Beach, Pangasinan, konfrontierte mich mit Lebensumständen, die sich stark von meinen eigenen unterscheiden, und warf viele Fragen nach Religiosität, gelebtem Glauben und der Bedeutung der Weltkirche auf.

Die scheinbare Einfachheit des Alltags, verbunden mit sozialer und wirtschaftlicher Not, hinterließ einen starken Eindruck bei mir. Zugleich waren die Begegnungen mit den Menschen vor Ort von Wärme, Gastfreundschaft und echter Neugier gegenüber unserer bereits multikulturellen Gruppe mit ihrer eigenen inneren Dynamik geprägt. Besonders berührt hat mich, dass manche Menschen uns als „Segen“ bezeichneten. Dadurch erlebte ich täglich eine Mischung aus Dankbarkeit, Unbehagen, Bewunderung und Nachdenklichkeit. Diese intensive Erfahrung brachte mich dazu, meine eigene Religiosität und mein Verständnis von Glauben zu hinterfragen.

Im wahrsten Sinne des Wortes auf der anderen Seite der Erde zu sein, ließ mich mein Bild von der Weltkirche neu überdenken. In den Begegnungen und Gesprächen wurden viele zentrale Themen sichtbar: postkoloniale Missionstheorien, kontextuelle Theologien, Volksfrömmigkeit und „material religion“, aber auch Pentekostalismus, charismatische Erneuerung. Fragen des interreligiösen Dialogs, pluri-religiöser Kontexte, indigener Kulturen, der Pastoral für Arbeitsmigrant:innen, einer transnationalen Kirche, ökologischer Mission, integraler Ökologie sowie sozialer Ungerechtigkeit, gesellschaftlichen Wandels und von Diskriminierung kamen zur Sprache. Das hat zum Nachdenken angeregt über ein Glauben, das aus konkreten Lebenswirklichkeiten, Verwundbarkeiten, Hoffnungen und Formen gelebter kirchlicher Praxis entsteht.

Mehrere Begegnungen hinterließen einen besonders starken Eindruck bei mir: der Besuch der Minor Basilica of the Black Nazarene (Quiapo-Kirche) in Manila; eine Messe im Einkaufszentrum; Haussegnungen; Gottesdienste im Dorf und im Pastoralzentrum. All diese Momente

zeigten Formen einer Frömmigkeit, die tief im Alltag und in der Gemeinschaft verwurzelt sind. Eine fremde Weise, den Glauben zu leben und zu entdecken, regt an, demütiger, aufmerksamer und offener dafür zu werden, von anderen zu lernen.

”

Eine fremde Weise, den Glauben zu leben und zu entdecken, regt an, demütiger, aufmerksamer und offener dafür zu werden, von anderen zu lernen.

Auch der Austausch an der Saint Vincent School of Theology, der Loyola School of Theology der Ateneo University und am East Asian Pastoral Institute in Quezon City beeindruckte mich sehr. Dort erlebte ich Offenheit und Ehrlichkeit im Gespräch über die Herausforderungen der Kirche auf den Philippinen sowie der Theologie, Pastoral und interkulturellen Begegnung. Viele Fragen blieben offen, doch vielleicht gehört genau das zum Weg des Glaubens. Wie Rainer Maria Rilke schreibt: „Leben Sie jetzt die Fragen. Vielleicht leben Sie dann allmählich, ohne es zu merken, eines fernen Tages in die Antwort hinein.“

Sofiya Siomukha

**Für eine christliche Alternativkultur der Kommunikation:
Impulse aus Schweden**

Das vergangene Jahr war nicht nur ein Jahr drastischer weltpolitischer Veränderungen, in dem die Fragilität internationaler Beziehungen sichtbar wurde. Es war auch das Jubiläum der Stockholmer Weltkirchenkonferenz von 1925. In diesem Zusammenhang hatten Studierende aus Sankt Georgen und Innsbruck die Möglichkeit, nach Schweden zu reisen und sich am Newman Institute in Uppsala mit Theolog:innen unterschiedlicher Nationalitäten und Konfessionen mit Fragen der Ökumene und Synodalität zu befassen.

Besonders nachhaltig beschäftigte mich auch im Nachgang zu unserer Zeit in Schweden ein Vortrag von Dr. Sara Gehlin vom University College Stockholm im Rahmen einer Exkursion in die schwedische Hauptstadt. Dr. Gehlin schilderte in eindrücklicher und ergreifender Weise die historischen Umstände der Stockholmer Weltkirchenkonferenz: Das Ende des Ersten Weltkriegs lag kurz zurück und die vielfachen Verluste und Traumatisierungen, die er verursacht hatte, waren bei Weitem noch nicht aufgearbeitet, sofern sie das überhaupt je sein könnten. Es herrschten nicht nur weiterhin enorme Spannungen zwischen den Antagonisten des Krieges, sondern auch das politische Klima auf je nationaler Ebene war höchst labil und explosiv. Die kollektiven Orientierungen in Richtung Nationalismus, Hegemonialismus und Technisierung, die über die zurückliegenden Jahrzehnte entstanden waren, hatten tiefe Risse bekommen und waren zugleich weiterhin prägend für den Zeitgeist. Viele Regionen Europas hatten innerhalb kürzester Zeit Zusammenbrüche jahrhundertalter Ordnungen und tiefgreifende Transformationen ihrer Organisationsstruktur erlebt. Wirkmächtige, radikale, teils konträre neue politische und soziale Bewegungen und Ideologien bahnten sich einen noch unvorhersehbaren Aufstieg.

In genau jenem geschichtlichen Moment gelang es Nathan Söderblom, dem Erzbischof der lutherischen schwedischen Kirche, dieses bemerkenswerte Treffen auf die Beine zu stellen, das als Stockholmer Weltkirchenkonferenz bekannt wurde. Es kam eine große Zahl von Christ:innen unterschiedlichster Herkunftsländer und

„
**Es liegt an unserer Generation,
kreativ-alternativkulturell zu
wirken und neue Brücken zu
bauen.**

Denominationen, die sich zu dieser Zeit für gewöhnlich kaum vertrauten, wertschätzten oder miteinander verständigten. Söderblom, mit seiner teilweise ambivalenten, aber zweifelsohne innovativen, visionären Persönlichkeit und seinem herausragenden diplomatisch-vermittelnden Geschick, schien ein unglaublich starkes inneres Berufungsbewusstsein gehabt zu haben. Dieses machte ihn – wie Dr. Gehlin es formulierte – „stur“ genug, an seiner Überzeugung festzuhalten, dass Gespräche, Begegnungen und Verbindungen, die man gemeinhin für weder realistisch noch wünschenswert hielt, möglich sein könnten – und mehr noch: aus einer christlichen Perspektive möglich gemacht werden müssen. So ermöglichte er sie schließlich in diesem nie dagewesenen und eigentlich völlig unmöglich scheinenden, großen Stil: Söderblom und seine Mitchrist:innen planten achtsam und sensibel, bemüht sich unermesslich zu vermitteln, führten zahlreiche vorbereitende Gespräche und eröffneten bewusst Begegnungsräume. So konnten sie in der beschriebenen hochkomplexen und herausfordernden historischen Situation eine Art alternativkulturellen Raum empathischer Kommunikation entstehen lassen. Dies alles schafften sie offenbar aus einem Selbstverständnis und Sendungsbewusstsein im Glauben.

Wir hörten diesen Vortrag auch mit der Fragestellung der Gestaltung christlicher Friedensbemühungen in der Gegenwart und unter dem Eindruck von Gesprächen mit



skandinavischen Studierenden, deren aktuelles Zeitgefühl noch deutlich stärker und unmittelbarer eines von akuter Bedrohung und Kriegsangst ist als in Mitteleuropa. Bei allem Erschaudern darüber bewegte mich umso mehr das Beispiel der Christ:innen von 1925, die in einem unerschütterlichen Idealismus, der sich aus ihrer Glaubenshoffnung speiste, das unmöglich Scheinende für Frieden, Versöhnung und Dialog wagten: Sie investierten und riskierten beeindruckend viel, um in jener Zeit überhaupt so eine Reise auf sich zu nehmen. Sie stellten die eigene und fremde Menschlichkeit vor jeglichen Identitätsunterschied.

Mein Berufungssinn hat durch dieses Erschaudern und diese Berührung eine neue Wachheit erhalten. Es liegt an unserer Generation, als Theolog:innen in einer ähnlichen Glaubenshaltung eine gut begründete christliche Tradition neu zu beleben: Kreativ-alternativkulturell zu wirken, abgrenzende Identitätskonzepte und Feindbilddenken, das leider auch Christ:innen im politischen Raum pflegen, zu überwinden, über Identitätsgrenzen hinweg das Gemeinsame zu finden und neue Brücken zu bauen (vgl. Gal 3,26-29). Vielleicht dürfen wir uns ein bisschen das unbeirrbar Sendungs- und Selbstbewusstsein Nathan Söderbloms zum Vorbild nehmen, und in einer ähnlich visionären, friedensstiftenden Haltung Antwort auf die Frage der Relevanz von Christentum in der Gegenwart geben.

Johanna Palmer

Studierende und Dozenten vor der Universität Uppsala, im Hintergrund die Domkirche

Ein Schulbuch der Theologie für viele Jahrhunderte

„Vier Bücher der Sentenzen“ von Petrus Lombardus

von Stephan Ernst

Die *Vier Bücher der Sentenzen* des Petrus Lombardus waren vom 13. bis ins 16. Jahrhundert hinein das Schulbuch der Theologie. Wer in dieser Zeit Theologie studierte, kam um die *Sentenzen* nicht herum. Jeder angehende Magister der Theologie musste sie kommentieren. Noch Martin Luther hat einen eingehenden Sentenzenkommentar geschrieben. Erst im 16. Jahrhundert wurden sie von der *Summa theologiae* des Thomas von Aquin als Studiengrundlage abgelöst. In der Forschung haben die *Sentenzen* erst zum Ende des 20. Jahrhunderts verstärkt Aufmerksamkeit und Wertschätzung erfahren. Im Vergleich mit den Zeitgenossen konnten die Positionen des Petrus Lombardus in einzelnen Fragen und sein theologischer Ansatz herausgearbeitet werden.

Über den Autor ist nicht viel bekannt. Wahrscheinlich wurde er zwischen 1095 und 1100 in der Nähe von Novara in der Lombardei geboren. Nach Studien in Italien und Reims kam er zwischen 1134 und 1136 nach Paris, wo er vor allem von Hugo von St. Viktor beeinflusst wurde. Er war Subdiakon, Archidiakon und Kanoniker an der Kathedrale Notre Dame, wo er seit 1144 auch als Magister lehrte. Er beriet Papst Eugen III. und nahm 1148 am Konzil von Reims teil. Auf einer Romreise lernte er die Übersetzung von *De fide orthodoxa* des Johannes von Damaskus kennen, die seine Christologie beeinflusst hat. 1159 wurde er zum Bischof von Notre Dame gewählt, starb aber schon ein Jahr nach seiner Ernennung am 20. Juli 1160. Zu seinen Werken gehören Kommentare zu den Psalmen und zu den Paulus-Briefen, Predigten und eben sein Hauptwerk, die *Vier Bücher der Sentenzen*.

Worin besteht die Bedeutung der *Sentenzen* in ihrer Zeit? Die Zeit, in der Petrus Lombardus lebt, ist eine Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs und – vor allem in den wieder aufblühenden Städten – eine Zeit des sozialen, kulturellen und geistigen Aufbruchs. Im Bildungswesen treten die Kathedralschulen der Städte in den Vordergrund. Mit dem Handel kommt es zu kultureller Begegnung und zum Austausch von Wissen. Die Schriften der Antike werden übersetzt und rezipiert, neben die Heilige Schrift und die Kirchenväter treten philosophische, medizinische und naturkundliche Werke. Damit steht die Theologie vor der Herausforderung, die Glaubwürdigkeit des Glaubens im

Kontext sonstiger Welterfahrung zu erweisen. Wie verhält sich der Glaube zur eigenständigen Erkenntnis menschlicher Vernunft? Wie lassen sich Einwände der Vernunft gegen den Glauben entkräften?

In den Kathedralschulen geht es daher zunehmend um eine rationale Durchdringung des Glaubens und Verwissenschaftlichung der Theologie. Kontroverse theologische Fragen werden systematisch aufgesucht und diskutiert, um unter Anwendung der Dialektik die innere Widerspruchsfreiheit (Konsistenz) der Glaubensaussagen und ihre Nicht-Widersprüchlichkeit zur menschlichen Vernunftkenntnis und Welterfahrung (Kohärenz) aufzuweisen. Frucht dieses Bemühens sind im 12. Jahrhundert die ersten theologischen Summen, zu denen vor allem die *Vier Bücher der Sentenzen* des Petrus Lombardus gehören. Sie sind der Versuch, den christlichen Glauben vollständig, in systematischem Zusammenhang und unter Bezugnahme auf die eigenständige Erkenntnis und Erfahrung des Menschen zu entfalten. Buch I enthält die Trinitäts- und Gotteslehre, Buch II Schöpfungslehre, Anthropologie und Sündenlehre, Buch III behandelt die Christologie und Tugendlehre und Buch IV die Sakramente und die Eschatologie.

Das Anliegen des Magisters ist dabei zum einen, den Glauben vor Missverständnissen, Verdrehungen und Bestreitungen zu schützen. Eine grundlegende Gefahr besteht ja – wie er im Prolog deutlich macht – darin, die Heilige Schrift und den Glauben so verstehen zu wollen, wie es den eigenen Wünschen, Erwartungen und Vorstellungen entspricht. Deshalb geht es ihm zunächst darum, den Glauben gemäß der Schrift und Tradition zur Geltung zu bringen. Zum anderen aber geht es ihm um das hermeneutische Bemühen, den Glauben – auch unter Einbeziehung philosophischer Einsichten – so auszulegen, dass keine Widersprüche bestehen. Sich anscheinend widersprechende Väterzitate werden nach verschiedenen – von Peter Abaelard inspirierten – Regeln ausgelegt, Missverständnisse aufgelöst, Einwände entkräftet und so eine konsistente und glaubwürdige Auslegung des Glaubens erarbeitet.

Mit dieser Methode sind die *Sentenzen* sicher auch für die Theologie heute von Bedeutung. Es gilt, den Glauben

so zu verstehen und auszulegen, dass er nicht der eigenständigen, säkularen Selbst- und Welterkenntnis des Menschen widerspricht. Zugleich gilt es, das Wort Gottes nicht dem eigenen Verstehenshorizont unterzuordnen, sondern als Selbstmitteilung Gottes zu verstehen, die alle weltliche Wirklichkeit übersteigt, die wir uns nicht ausdenken können, sondern die uns verkündet werden muss und die unser eigenes Selbst- und Weltverständnis aufbricht und überbietet.

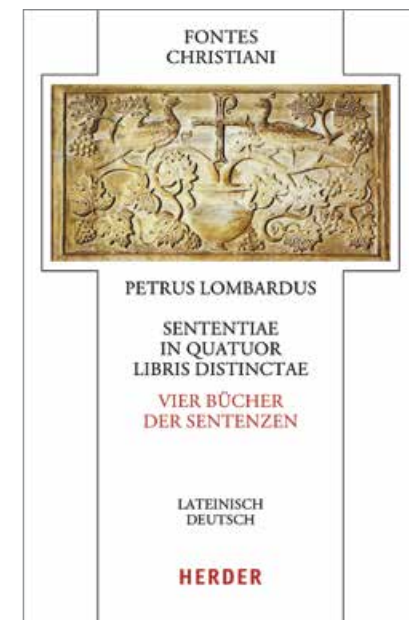
Historisch ist interessant zu sehen, dass die *Sentenzen* nur ein Entwurf in einer Vielfalt von theologischen Ansätzen und Schulen sind. Im 12. Jahrhundert blüht das theologische Denken auf, eine Bandbreite von Ansätzen und Meinungen entsteht, vieles wird ausprobiert und diskutiert. Die Theologie ist noch nicht so einheitlich und erstarrt wie später in der Neuscholastik. Die *Sentenzen* sind dabei ein Brennspeigel dieser Vielfalt, die Petrus Lombardus sammelt und referiert, die er teils stehen lässt, zu der er aber immer wieder auch Stellung nimmt.

Dringt man in die *Sentenzen* genauer ein, ist vieles dem mittelalterlichen Denken verhaftet, fremd und nur von historischem Interesse. Dies mag für die Schöpfungslehre wie für die Lehre von Engeln und Dämonen gelten, für die Anthropologie wie für viele Bestimmungen der Sakramentenlehre. Dennoch kann man an den differenzierten Fragen und Antworten das eigene Problembewusstsein schärfen und die Schwierigkeit ermessen, die das Bemühen um ein angemessenes Verständnis des Glaubens mit sich bringt. Man lernt viele begriffliche Unterscheidungen kennen, die auch für eine heutige Theologie immer noch relevant sind.

Aber auch einzelne Positionen des Lombarden sind bedenkenswert. Eines von vielen Beispielen ist seine – gerade in der evangelischen Theologie rezipierte – Sonderlehre, dass die Liebe, mit der wir Gott und den Nächsten lieben, nicht eine geschaffene Gabe ist, sondern der Heilige Geist selbst. Im Glauben und in der Liebe sind wir vom Heiligen Geist erfüllt, also hineingenommen in die innertrinitarische Liebe zwischen Vater und Sohn. Eine Untersuchung zum Gott-Welt-Verhältnis in den *Sentenzen* würde sich sicher lohnen. Ein anderes Beispiel ist sein Hinweis darauf, dass es, so sehr die sittliche Qualität der Handlung von

der Intention abhängt, auch bereits von sich her (per se) schlechte Handlungen gibt, eine These, die in der Folgezeit bis heute diskutiert wurde.

Schließlich ist die integrative Leistung der *Sentenzen* bedeutsam. Auch heute ist eine Zusammenschau aller theologischen Themen und Glaubensaussagen in ihrem systematischen Zusammenhang wichtig. Sie kann die Basis bilden, um bei der Vielfalt der theologischen Fächer und ihrer oft auseinander strebenden Einsichten den Überblick zu behalten. In diesem Sinne hat auch Papst Benedikt XVI. in einer Generalaudienz am 30.12.2009 dazu eingeladen, sich – dem Beispiel des Petrus Lombardus folgend – gegen die heutigen Gefahren der Fragmentierung oder der Entwertung einzelner Wahrheiten immer die Gesamtschau der christlichen Lehre vor Augen zu halten.



Zur Person

Prof. Dr. Stephan Ernst ist Seniorprofessor am Lehrstuhl für Theologische Ethik/Moraltheologie an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Er studierte unter anderem an der Hochschule Sankt Georgen.

Unterstützen Sie das Hochschulmagazin GEORG!



Spendenkonto

Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen e. V., PAX-Bank e. G.
IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01 / BIC: GENODED1PAX
Verwendungszweck: Hochschulmagazin

IMPRESSUM

GEORG Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber Rektor der Hochschule

Chefredakteur Bernhard Knorn SJ

Redaktion Andreas Bieringer, Ricarda Heymann,
Leopold Kohlbrenner, Johanna Palmer, Elisabeth Rauch,
Johannes Weiler

Beratung Cornelia von Wrangel

Fotos:

Franz-Jakob Quirin (1, 4), Harald Oppitz/KNA (3, 8, 9, 37),
Raphael Erdle (10, 13, 19, 21, 22, 25, 34, 42),
Christiane Birr (16, 17), Jan Steinhaus (23),
Christian Ender/SJ-Bild (24), Christian Trenk (24),
Rhein-Main-Airpictures (26), Edgar Scheuermann (29),
Johanna Palmer (31), Bernhard Knorn SJ (40, 47),
Markus Luber SJ (44)

Grafik Design Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Druck Esser Druck & Medien GmbH, www.druckerei-esser.de

Redaktionsanschrift

Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt am Main
Tel. 069/6061-0
E-Mail georg.magazin@sankt-georgen.de

Vertrieb

Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251/952024-71

Bezugsbedingungen

Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer.
Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf.
Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich,
sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres
eingehen.

*Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung
nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion. Bei Abbildungen und
Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nach-
richt zwecks Gebührenerstattung.*

*Wenn Sie den GEORG per Post erhalten, sind Ihre Daten (Postadresse
und Name) bei uns gespeichert.
Wir freuen uns, Sie zu unseren Empfängern zu zählen, und nutzen Ihre
Daten nur zum Versand dieser Zeitschrift. Wenn Sie die Zeitschrift nicht
mehr erhalten möchten, können Sie sie mit einer einfachen Nachricht
per E-Mail an rektorat@sankt-georgen.de oder per Telefon
(069/6061-219) abbestellen. In diesem Fall werden wir Ihre Daten aus
unseren Verzeichnissen löschen. Unsere Datenschutzerklärung finden
Sie im Internet unter [http://www.sankt-georgen.de/footer/datenschutz-
erklaeuerung/](http://www.sankt-georgen.de/footer/datenschutz-erklaeuerung/).*

ISSN 2195-3430

Auflage 2300 © Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2026

Gedanken, die weiterdenken lassen

Mit unseren Büchern begleiten wir Forschung,
Lehre und den akademischen Dialog.



504 S. | Gebunden mit Schutzumschlag
€ 58,00 (D) / € 58,70 (A)
ISBN 978-3-451-02661-4



Quaestiones disputatae, Band 352
360 S. | Kartoniert
€ 60,00 (D) / € 61,70 (A)
ISBN 978-3-451-02352-1



528 S. | Gebunden
€ 39,00 (D) / € 40,10 (A)
ISBN 978-3-451-38849-1



368 S. | Gebunden
€ 32,00 (D) / € 32,90 (A)
ISBN 978-3-451-02658-4

**Erscheint am 19.10.26 –
jetzt vorbestellen!**



**Jetzt das
HERDER-
Programm
entdecken**



Die Pax-Bank für Kirche und Caritas ist christlich fair.

Unsere Entscheidungen basieren auf dem Fundament christlicher Werte, geleitet von Gerechtigkeit, Friede und Nächstenliebe.

Bodenständig und motiviert handeln wir fair – solidarisch und nachhaltig im Sinne der Gemeinschaft und der Umwelt.



Jetzt gemeinsam Zukunft gewinnen:
pax-bkc.de